

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hefst 18.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefsten
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 19. September 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Im Schilf.

Novelle von Gerhard Walter (P. G. Heims).

(Schluß.)

DWir schüttelten uns kräftig die Hände. Ich ging. Ich achtete nicht darauf, daß Herr Merkel nirgends zu sehen war. Ich dachte nur an Lieschen und daß ich mit ihr in gutem, herzlichem Frieden aus einander gegangen war und sah meine drei Rosen an.

Oncle Siegbert sagte kein Wort und ging gleich zu Bett, als wir zu Hause waren. Das that er immer, wenn er sich besonders geürget hatte. Bald trabte ein reitender Boten vom Hofe, das Paket mit dem geliehenen Zeug unter'm Arme. Ich fing ihn ab in der Tannenschönung.

„Karl, sind Sie ein Kerl, auf den man sich verlassen kann?“

„Jawohl, Herr Kapitän-Lieutenant!“

„Sie sind Offiziersbursche gewesen?“

„Jawohl!“

„Können Sie's Maul halten?“

„Jawohl!“

„Kennen Sie das gnädige Fräulein drüber?“

„Jawohl! Zu Befehl!“

„Gut. Sehen Sie hier das Rosenbouquet?“

Es flog verständnißnig über sein Gesicht.

„Schön. Sie werden das etwas verstehen und nach dem gnädigen Fräulein ausschauen. Wenn Sie sie nicht sehen, bringen Sie's wieder mit.“

„Nein, Herr Kapitän-Lieutenant, ich werf's in ihr Fenster, das ist sicher.“

„Famos! Früher schon gethan?“

Er grüßte: „Zu Befehl, bei den Gardedragonern, im Manöver.“

Da galoppirte er hin!

Ich saß auf einem großen Stein und rauchte eine Cigarre nach der anderen. Neben mir hockte Vix, die Dogge, und machte ihr dümmstes Gesicht. Tantchen mußte heute allein essen. Nach einer guten Stunde hörte ich wieder Knalltag. Vix drehte den Kopf und sah mich stumm an. Das hieß: „Achtung!“ in seiner Sprache. Bellen that er nur im Zorn. Karl parirte den schwitzenden Gaul.

„Bouquet oben in's Fenster geworfen! Hat Niemand geschenkt. Gnädiges Fräulein waren aber in ihrem Zimmer. Namen herunter und gaben mir dies!“

„Keinen Gruß?“

„Nein, sagte nur, das hätten Herr Kapitän-Lieutenant vergessen!“

„Sah sie bös aus?“

„Nein!“

Ich hielt ein kleines Pappschädelchen. Mein Herz klopfte.

„Schön, Karl! Hier!“ Ich gab ihm einen Thaler. Er ritt davon. Ich machte das Schädelchen auf: meine Ankeradel lag darin! Ich hatte sie verloren dort am Hagebuttenstrauß. Aber um die Nadel gewunden, mit dem Stengel und mit den zarten Blättern den Anker deckend, leuchtete mir eine junge Heckenrose entgegen.

„Lieschen, wie hatte ich Dich lieb!“

Brennende Sehnsucht trieb mich umher. Ich hatte nirgends mehr Ruhe.

„Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer und nimmer mehr.“

summte es mir beständig vor den Ohren. Ich war heillos verliebt, und Oncle Siegbert ebenso heilos erbittert auf den Marlshäger. „Junge, wenn Du Dich wegwerfst und da hinüberreitest, ist's mit unserer Freundschaft vorbei!“ fagte er mir klar und deutlich, als ich eine Anspielung machte. „Das verdammte Gewitter!“ knurrte er boshaft.

Ich dachte ganz anders. Aber so geht's: „Dem Einen seine Eule ist dem Anderen seine Nachtigall,“ sagt das Volk.

So waren drei, vier Tage vergangen. Ich litt. Nicht, daß ich an Appetit verloren hätte, nur innerlich, am Herzen. Ich stand vor Oncels Gewehrschranke.

„Enten?“ brummte er über die Zeitung.

„Ja!“

„Rechts vorn am See; beim Einfluß des Hellerbachs, an der Scheide, fallen da gut ein!“

„Danke, — adieu!“

Ein dumpfer Ton folgte mir. Außerdem folgte mir Vix und stieß mit der geplasterten Schnauze an

meine Wasserstiefeln. Das war seine Art sich zu freuen.

„Vor! Heut' bist du Jagdhund!“

Er versuchte durch Bewegen des Schwanzstummels seine Bereitwilligkeit lund zu thun.

„Giebst keinen Ton von Dir!“

Ein dummes „Uff!“ sollte offenbar den letzten Laut dieses Tages bedeuten. So gingen wir ab.

Aber wie neulich kein Biß, so heute kein Schuß. Ich watete durch's Röhricht, „gespannt mein Feuerrohr“, und Vix patzte mit, so gut er konnte, den dicken Kopf



durch die Binsen drängend, — mit einem Male aber war er weg. Ich pfeff ihm leise, — da hörte ich ihn wieder drinnen im Schilf dicht neben mir mit „Uff!“ ganz gedämpft antworten. Etwas mußte ihn in Bewunderung gezeigt haben. Ich biege das Rohr aus einander: da steht er und sieht mich stumm, aber ausdrucksvooll an: „Achtung!“ Und wie ich genauer zuschaue, erblicke ich neben ihm, im Schilf verborgen, etwas von einem grünen Käppchen, und wie ich mit behutsamer Hand die leise raschelnden Hälse zertheile, da erblicke ich in dem Käppchen ein wunderhübsches schlafendes Mädchen in einem rosharothen Kattunkleide: Lieschen! Und unten im Boot, ihrer Hand entfallen, ein blau eingebundenes Buch: Eichendorff's Gedichte.

Was war sie liebreizend, wie sie da im Schlummer lag! Ein so jungfräulich holdes Bild war mir nie vor die Augen gekommen. Ich konnte mich nicht davon trennen und sah durch das Blattwerk des Schilfes unverwandt auf sie; und sogar Vox machte einen schiefen Kopf und sah bald mich und bald Lieschen an.

Es zog mich hin zu ihr, wie einst der Prinz in dem schlafenden Schlosse sich über Dornröschchen neigte, so hier in der tiefen, geheimnißvollen Stille des schlafenden Sees und des wie im Traume flüsternden Schilfes mich über sie zu neigen und sie wach zu küssen zum Leben, — aber dann war's mir wieder, als stände eine unsichtbare Engelwacht um die liebliche Schlafende, und sie hielt mich mahnend zurück mit stummem, ernstem Blick, — um mich her blühten blaue Schwertlilien im Wasser, — und draußen am Rande des Schilfes weiße Wasserrosen, — ich bückte mich und brach sie behutsam ab und beugte mich vor und legte die Blumen in ihren Schoß. Aber was hielt ihr Gürtel da? Einen schon halb welten Strauß wilder Rosen, wie sie im Vorbeigehen sie gepflückt, — ich konnte nicht widerstehen: mit schener, leichter Hand griff ich nach ihnen, jetzt hatte ich sie beinah' erreicht, — da rührte sich die Schläferin, und überhaftig fuhr ich zurück, und Vox, den ich auf die Pforte getreten hatte, heulte laut und jammert auf, — und empor fuhr die Schlafende und sah mich an aus großen, entsetzten, allmäßig immer zorniger ausleuchtenden Augen; jetzt saß sie aufrecht mit schnellem Rück und:

„Herr, was fällt Ihnen ein?“ tönte es in aufrichtiger, mädchenhafter Entrüstung von den Lippen des jungen Mädchens.

Da stand ich wie ein ertappter Schulbube, die Hände um's Gewehr gefaßt und wußte, getreu meiner Rolle, auch nichts anderes zu sagen, als nur: „Ich konnte wahrhaftig nichts dafür!“

Es zuckte um ihren frischen Mund:

„Und ich will's auch ganz gewiß nicht wieder thun, wollten Sie wohl hinzusehen?“ fragte sie spöttisch. „Was suchten Sie hier?“ setzte sie sehr würdig und bestimmt hinzu.

„Ich wollte Enten jagen!“

„So? Wirklich nichts Anderes? Was hat Sie gerade hierher geführt, in diese Schilf einsamkeit?“

Sie sah noch sehr ernst aus.

„Mein Hund! Ich watete draußen am Rande des Röhrichts.“

„Nun, ich will's Ihnen glauben.“

„Darf ich einen Augenblick bei Ihnen ausruhen? Erlauben Sie es, holde Seenixe?“

„Ja; setzen Sie sich da vorn auf's Boot!“ sagte sie kurz.

Da waren wir allein in der Welt. Ganz allein. Nur Vox sah zu, bis an den Bauch im Wasser stehend und nach den Wasserjungfern schnappend, wenn ihm eine zu nah' kam. Warm und goldig hell schien die Julijonne auf den glitzernden See, über den die weißbauchigen Schwäbchen lautlos hinschwammen, warm hinein in das dichte, im leisen Windhauch flüsternde Schilf; über uns blauer Himmel, — und das war Alles. Um uns herum eine dichte, grüne Mauer, und Friede überall.

Sie sah mich an: „Warum können die Menschen nicht Frieden halten?“ Aber wir zwei thaten es doch. Ich dachte nicht mehr an Jagen und Morden. Ich hatte das Buch aufgenommen: „Darf ich Ihnen vorlesen, hier im Röhricht?“

„Ich bitte!“ ihre Finger spielten mit den Blumen; ihre Seele horchte auf das Lied, und meine Seele flog jauchzend auf:

„Gedanken ziehn und Lieder
Kort bis in's Himmelreich!“

Es war eine köstliche, zauberhafte Stunde da unten im Schilf.

Sie nickte mir zu: „Jetzt ist's genug! Ich muß nach Haus und zum Rechten sehen!“

Unsere Hände lagen zusammen: „Auf Wiedersehen!“

„Wann? Auf morgen?“

„Ich weiß nicht!“ flüsterte sie und griff nach den Niemen.

„Bitte! Ich bringe den Uhlant mit. Er steht bei uns auf dem Regale. Sie wünschten ihn ja!“

zog ich sie zu mir hinauf, ließ ihre Hände los und legte die Arme um sie.

„Lieschen, Du willst mich wirklich lieb haben, Du füge Seenixe Du?“

„Ja, Trixi!“

„Und willst mit mir gehen hier vom kleinen See weg an die große See?“

„Freilich, Trixi!“

Ich zog sie an mich, daß sie an meiner Brust lag. Leise raschelte und flüsterte es im Schilf um uns her; die Wasserjungfern schwirrten gaukeln um uns, über den Spiegel des Sees flogen die Schwäbchen, — aber sie Alle sind stumm und verrathen's nimmer, was sie da geschnaut und gehört tief drinnen im Rohr; und ich thu's auch nicht. Denn es redet's doch kein Mund aus.

Aber mit einem Male kletterte Vox langsam vom Steine aus in's Boot, heftig mit dem Stummel wedelnd, und wie er längsseits von Lieschen war, stieß er sie ein paar Mal mit der Schnauze in die Seite.

„So, Lieschen, nun hat der Dich auch anerkannt!“ Um uns raschelte das Rohr im Abendwinde.

„Lieschen, nimm Deine Brosche ab!“

Sie sah erstaunt zu mir auf.

„Stecke dafür meine Unternadel an!“

Sie tat es lächelnd und bot mir die warmen Lippen.

„Weißt Du, was der Unte bedeutet?“

„Treue!“ sagte sie tieferst und schlang beide Hände um meinen Nacken. „Bei mir läßt der Unte nicht los!“

„Und bei mir auch nicht!“

Durch das Schilf und um den Kahn spülte leise plätschernd die Fluth. Über uns war der Himmel offen.

Wir saßen nach dem Abendessen unter der Veranda bei einer von Onfels guten Habanas und einer Flasche seines ebenso guten Rauenthalers. Die Sonne war eben in Gluth und Glanz untergegangen.

„Höre 'mal, Onfelschen,“ — wir nannten uns jetzt beide Du, — „Du könnest mir morgen einen recht großen Gefallen thun!“ begann ich nach dem zweiten Glase und streckte die Beine lang unter'm Tische aus.

„Na? Sehr gern!“ sagte er behaglich. Nach dem Abendbrot war immer seine beste Zeit.

„Fahre doch, bitte, morgen zwischen zwölf und ein Uhr nach Marlshagen hinüber und halte bei Herrn Merkel um Fräulein Lieschen Wendorff für mich an. Wir sind uns schon einig, wir Zwei!“

So sah das Ufer von Anjer auf Java aus nach der großen Fluthwelle, wie jetzt Onfels Gesicht nach diesem Schreck!

„M—M—M—Mensch!“ — mehr brachte er längere Zeit nicht heraus.

Ich sah auf meinem Stuhl, wie der Leuchtturm von Eddystone im Sturme steht auf seiner Klippe.

Nun ging's los. Ich hörte ruhig zu. Buleyt fing er an ehrenrührig zu werden.

„Bitte schön, Onfelschen,“ warf ich ein, „das sagt man keinem Kaiserlichen See-Offizier!“

„Ich pfeif auf alle See-Offiziere!“ schrie er, fischroth, und warf die gute Habana in's Rosenbeet.

„Onfelschen, Du bist ja gar nicht musikalisch; aber wenn Du so grob bist, dann zwingst Du mich, Dir die Flötentöne anders beizubringen. Kurz und gut, willst Du hinübersfahren?“

„Nein, zum Donnerwetter!“ rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Nicht? Nun, dann pfeif' ich auf die ganze Onfelschaft und bitte morgen früh um einen Wagen zur Bahn!“

„Sollst Du haben!“ lachte er ingrimig. „Zwei, drei, vier; daß die ganze Package mitfahren kann! Wäre so was für den Kerl da drüben, sein Fräulein von Habenichts und Kaufmirwas von mir auszustatten zu lassen —“

„Ja, Onfelschen, das habe ich mir eigentlich so gedacht, daß Du mir das Heirathsgut gegen billige Zinsen leihen würdest; so zu zwei Prozent; vier bekomme ich —“

Jetzt wurde mir beinah' bange, daß ich zu weit gegangen; denn er wurde bleich und sah mich eine Zeit lang mit offenem Munde an. Dann lachte er, wie in grimmiger Wuth, und stand mit einem Rucke auf.

„Wenn ich das je thue,“ und dabei schlug er mit den Knöcheln hart auf den Tisch, „dann, dann fahre ich auch hinüber! Morgen, Soldaten!“

Und weg war er. Ich hörte ihn noch alle ihm erreichbaren Thüren hinter sich zuwerfen. Ich sah ziemlich erschlagen da. Der Alte war bombenfest. Die einzige Art, ihn zu kriegen, war fehlgeschlagen. Halb in Liebesseeligkeit, halb in Herzenstrauigkeit ging ich zu Bett.

Es war noch sehr früh, da erwachte ich von hartem Klopfen an der Thür. Ich hatte am Abend dem Dienst Bescheid gesagt wegen des Packens. Nun kam er. Ich hatte offenbar das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Ich rief ärgerlich „Ja, ja!“ und drehte mich gegen die Wand. Der Diener kam herein und wollte mein Zeug wahrscheinlich holen; aber war der Kerl denn verrückt geworden, daß er mir über's Gesicht strich mit der Hand? Ich fuhr herum und sah zu meinem mähsamen Erstaunen Onkel Siegbert in Schlafrock und Unterzeng vor meinem Bett stehen. Er sah schlecht aus.

„Onkelchen!“ entfuhr es mir. „Bist Du krank?“ Und ich setzte mich im Bett auf in aufrichtigem Schreck.

Er ließ sich auf der Bettkante nieder und sah mich ganz betrübt an. „Junge, willst Du wirklich reisen?“

„Ja, wenn wir beide auf einander pfeifen —“

„Ah was, — ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, — im Grunde ist's ja ein ganz niedliches Mädchen.“ Mit einem Male räusperte er sich und meinte: „Nun will ich Dir 'mal 'was sagen. Ich habe Dich herkommen lassen, um zu sehen, was hinter Dir steht. Du bist mir immerhin ebenso nahe verwandt, wie irgend ein Anderer, da ich selbst keine Kinder und dergleichen habe. Ich komme in die Jahre, wo das Wirthschaften beschwerlich wird, und da wollte ich 'mal sehen, ob Du der Mann wärst, dem ich das Gut 'mal überlassen könnte. Und ich freue mich, daß Du der scheinbar bist. Nun höre mal: Kurz und gut, las das Mädel Jahren und bleibe bei uns; dann übergebe ich Dir nach drei Jahren die ganze Geschichte!“

Er sah mich lauernd an.

„Nun will ich Ihnen auch 'mal 'was sagen, alter Herr!“ begann ich. „Wenn Sie nicht einen weißen Bart hätten und hier der Hausherr wären, dann würde ich Sie einfach aus der Thür! Majorin, Soldaten!“

„So! Na, dann ist es so ja auch gut! Dann wollen wir noch in Frieden Kaffee trinken, und dann las ich Dich nach der Bahn jahren. Des Menschen Wille ist kein Himmelreich!“

Da ging er hin.

„Wir können aber erst um vier Uhr jahren!“ lehrte er sich noch einmal in der Thür um. „Also lasst Dir nur Zeit mit dem Packen!“

Während wir ziemlich schweigend Kaffee tranken, stand sein dicker Fuchs schon gesattelt unter der Veranda. Ich hatte keine Lust zum Reden, denn mir gingen Liebes- und Zukunftsgedanken durch den Kopf. Ich wollte in Kirchen bleiben und von da selbst nach Marlshagen zurückfahren, um Alles klar zu machen; und was ich dann wollte, wußte ich selbst noch nicht. Abfahren mußte ich; aber ohne Lieschen leben konnte ich nicht.

Ich ging auf mein Zimmer und packte. Nun war Alles so weit. Ich schloß zu und setzte mich auf den Koffer. Unten fuhr ein Wagen vor. War's schon Zeit? Ja, nun kamen die Diener den Gang heraus. „Herrin!“ — und ich blieb einfach vor Erstarrung stehen: In der Thür standen Onkel Siegbert und der Marlshäger. „Na, nun versuchen Sie Ihr Glück!“ meinte Ersterer zu Letzterem.

Am Abend sah ich mit Lieschen in der dunklen, verschwiegenden Jasminlaube auf Marlshagen. Das alte, alte Lied und der letzte Vers ist noch immer ebenso schön, wie der erste im Paradiese war! Der halbe Mond stand am Himmel und warf zitternden Goldglanz über den See. Der Jasmin duftete schwül. Der Hollunder neigte seine schweren weißen Dolden neben dem Steg über das Wasser. Auf dem Stege standen Merkel und Onkel Siegbert. Jetzt hob Letzterer die Stimme; er wurde offenbar schon wieder zornig:

„Aber mein Stich war's damals doch, Sie mögen nun sagen, was Sie wollen!“

„Nun, ja, ja, meinetwegen!“ begütigte der Andere. „Nun wollen wir das Zanfen nur vorerst lassen.“ Die Stimmen verloren sich.

„Wollen wir uns zuweisen auch zanfen, Lieschen?“

Sie lehnte sich zurück und verschrankte die Arme; so sah sie mich lächelnd, stolz, glücklich an. Still reichte sie mir die Hände hin. Ich nahm sie und küßte sie.

„Du wirst's wohl manchmal müssen!“ sagte sie demütig. „Ich will's gewiß nicht thun. Ich bin zufrieden, wenn Du mich nur immer wieder lieb hast und mich an Dein Herz nimmst!“

„Fröh! Lieschen!“ klang es durch den Garten. „Die Vorle ist fertig! An die Geräthe!“

„Komm!“ Sie legte ihren Arm in meinen. Ich beugte mich über sie. Ueber den See fuhr ein Windhauch, und flüsternd neigte das Schilf sich. Vor ging neben mir her und stieß mich zuweilen mit der Schnauze an. „Lieschen, schnell, küsse mich!“ Und sie küßte mich.

Seit einem Jahre sind wir verheirathet. Heute ist sie auf zwei Tage zur Kindertause über Land gefahren. Morgen hole ich sie. Es ist greulich, allein zu sein. Nicht wahr, Vor? — Und Vor dehnt sich und gähnt: „Gräßlich langweilig!“ — Gute Nacht, Lieschen!

Nadens verboten.

Morgen kommt Er!

Bon A. von Kahnenberg.

Als Martha Roden nach dem Ball den Rosenkranz aus ihrem blonden Haar löste, da wußte sie es ganz gewiß: Morgen kommt Er.

Sie ließ die schweren Flechten herunterfallen und versuchte die Spangen an dem runden, weißen Arme zu öffnen, aber sie kam nicht so weit. Die Hand mußte ja das Herz halten, das tolle, volle Herz, das schier zerpringen wollte in ihrer Brust vor eitel Wonne und Seligkeit.

Achlos hatte sie Alles auf den Tisch geworfen: Fächer, Cotillon-Orden und Ball-Bouquets. Ein einziges hatte sie ausgezogen und in ein Glas gestellt, ein ganz kleines Sträuchchen. Es bestand nur aus einer rothen Rose. Aber was für eine herrliche Rose das war, und wie sie duftete!

Martha mußte sie immer wieder ansehen, und dann war es ihr, als würden und breiteten sich die lichten Blätter weit, weit, bis in den Himmel hinein, wie ein großer, wunderlicher Dom, und die Staufen waren die goldenen Säulen darin. Und sie wandten in den Rosenhallen, — mitten im Dorte, — sie und noch einer. Die Glocken läuteten. Sie trug einen grünen Myrtenkranz im Haar und Er hielt ihre Hand in seiner Hand, und sie war sein Weib. „Sein Weib?“ Martha wiederholte es noch einmal, ganz leise nur, aber sie erdrückt doch davor; das klang so ernst und feierlich gerade wie Gottesstimme. Und sie salzte die Hände...

Sie trat an ihren Schreibtisch und zog ein geheimes Häschchen auf. Darin lagen zierlich geordnet viele Sträuchchen und Orden, bunte Fächer und Kärtchen, jedes mit Datum und Namen versehen. Eberhard Berger!

Sie nahm eine ganz zerdrückte, rosenfarbige Tanzkarte her vor und fügte den Namen, der darauf stand. Da hatte er ihn zum ersten Male für sie geschrieben, und als er ihr das Blättchen zurückgab, blieb es so eigen auf in den dunklen Augen, in denen die lustigen kleinen Feuergeister tanzen und sprühen. Beim Abendessen war sie seine Nachbarin gewesen, und da glänzte noch etwas Anderes darin, das leuchtete heller, als warme Lebenslust und frohe Laune. Martha wußte zuerst nicht, was es war; sie merkte auch nicht, daß die gefährlichen Funken näher und näher zu ihrem Herzen heranfliegen, bis es plötzlich in hellen Flammen stand. Da wußte sie, daß der Blitz eingeschlagen hatte und kein Löschmeister half. Mit großen, erschrockenen Augen sah sie den losen Brandstifter an, aber der lachte übermuthig: „Ich wußte es längst!“

Das war den ganzen Winter so gegangen: Lieutenant Berger und Martha Roden werden sich verloben. Alle Kaffee-Gesellschaften sprachen schon darüber.

Man begriff zwar nicht, was er an dem dummen Ding finden konnte. Sie war doch eigentlich noch ein rechtes Kind, erst siebzehn Jahre alt und so einfältig und unerfahren. Nicht 'mal besonders hübsch, — aber freilich, die Herren haben darin oft solch' fehlhafte Geschmac. Geld ist auch nicht vorhanden, denn sie hat nichts, und er? Nun, man weiß ja, so ein flotter, junger Lieutenant ohne Vermögen... Du lieber Gott! — Natürlich wird das eine ewige Verlobung geben. Die Damen schütteten sich vor Entsetzen bei dem bloßen Gedanken. Eigentlich war es doch ein großes Unglück für die Beiden. Wirklich, man konnte sie nur bedauern. Die Frau Majorin zeigte, die Hauptmanns-Damen fühlten sich verpflichtet, mißbilligend den Kopf zu schütteln; die Lieutenant-Frauen begnügten sich mit theilnahmsvollen Gesichtern.

Vielleicht wäre es sogar heilige Pflicht, ihn zu warnen, ihn oder sie. Das arme Ding hatte ja keine Mutter mehr, und was besteht so ein alter, grämlicher Sonderling, wie der Oberst Roden, von solchen Dingen. Ja, man wußte sie warnen und zwar sofort, ehe es zu spät war.

Die Frau Majorin übernahm natürlich die delicate Angelegenheit. Sie fühlte sich ja gewissermaßen verantwortlich für ihre Lieutenant. Man dankte es ihr zwar wenig, aber die Frau Majorin gehörte zu jenen Helden, die ihre Mitmenschen auch gegen deren Willen beglücken wollen, weil sie, wie der liebe Gott, besser als sie selbst wissen, was ihnen zuträglich ist. Einen ganz leisen Warnungspfiff wollte sie erlösen lassen und sie that es in ihrer beladenen, tactvollen Weise so laut und durchdringend, daß es dem armen Kinde gleich bis in's Herz hinein ging. Ob sie ihn in's Unglück stürzen möchte? Ihm ein Hemmnis werden wollte in seiner Carrrière? Sie könnte überhaupt nur warnen. Man erzählte sich da so Allerlei vom Lieutenant Berger... Na, sie wollte nichts gefaßt haben. Eigentlich wäre es wohl ihr Pflicht... aber vielleicht würde er sich ja bessern, solider werden.

Die kleine Martha sah die Sphinx mit ihren großen, thränenvollen Kinderaugen an. Sie verstand kein Wort von alledem, sie wußte nur, daß ihr Eberhard der beste Mensch unter der Sonne war, und daß sie sich liebten.

Aber die wahre Liebe muß entflogen können,“ meinte die Frau Majorin. Denken Sie an sich selbst, liebes Kind, an Ihre in langen Warten verkümmerte Jugend, an die günstigen Chancen, die Sie möglichstweise durch ein voreiliges Verlobniß verscherzen. Jetzt sehen Sie natürlich Alles im rosigsten Lichte, aber nach fünf Jahren ist das auch anders, glauben Sie mir. Es ist mit der Liebe, wie mit dem Champagner, — das lange Stehen macht ihn schal und geschmacklos.“

„Ich kann warten,“ sagte die kleine Martha, „o, ich will warten! Ich liebe ihn ja!“

Die Frau Majorin zuckte die Achseln und schwieg einen Augenblick, aber sie ermannte sich schnell.

„Nun zu ihm,“ sprach sie mutig, „so ein Mann ist doch vielleicht vernünftiger als solch' albernes Mädchen, das gar keine Begriffe vom Leben hat.“

Ja, er war sehr vernünftig! Bis dahin hatte man das zwar von Eberhard Berger nicht gerade sagen können. Er war ein leichtsinniger Bursche gewesen, hatte Schulden und dumme Streiche genug gemacht, aber man sah dem liebenswürdigen Sünder Vieles durch die Finger. Er war doch ein guter Kerl, so lustig, so amüsant! „Bilzhühnch!“ sagten die jungen Damen, und wie er tanzt! Die älteren Damen, sogar die strengste Commandeurin wurden weich, wenn er ihnen ritterlich die Hand hieß, Sträuchchen brachte und mit Schneideleien nicht sorgte. Unverbesserlicher Schlingel, schmunzelte sie, aber sie wollten ihn gar nicht besser haben, und Eberhard Berger wußte das ganz genau. „Unverbesserlich!“ wiederholte er sich zu Hause vor seiner leeren Tasche. Manchmal seufzte er sogar dabei, aber bestern that er sich nicht.“

„Die kleine Roden ist ein entzückendes Weisen!“ sagte er und steckte forschend die von ihr verliehenen Orden an der Gardine fest. „Wirklich allerliebst! Wenn nur das verlorne Geld nicht wäre!“ Er seufzte:

„Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb, Sie kommen zusammen nicht kommen, das Wasser war gar zu tief!“

„Nur nicht sentimental werden, alter Junge! 's ist zwar doch ein eigenes Gefühl diesmal — da so um's Herz herum. — Solch' ein liebes Dingelchen! und ich weiß, daß ne mich furchtbar gern hat, die kleine ja, wenn ihr Vater Commerzrat wäre! wer weiß? — Schade ist's doch, — jammernd!“

Der schöne Eberhard sah wirklich sehr schwermüthig aus, ganze zehn Minuten lang; dann fand er, daß ihm das nicht gut stand und machte schnell wieder ein vergnügtes Gesicht. Dann ging er auf den Ball und war liebenswürdiger und unverdächtiger denn je, und die kleine Martha lauschte seinen süßen Worten und hatte das Köpfchen gesenkt dabei, so rot war sie geworden.

„Unverbesserlich! Rimm' Dich in Acht!“ Die Majorin drohte mit dem Fächer, als er an ihr vorüberstieg, um Martha zum Cotillon zu führen.

„Unverbesserlich,“ spottete Eberhard ihr nach, und dann schenkte er der kleinen Martha die rothe Rose und erzählte ihr, daß er sie eigens für sie mitgebracht hätte, und zuletzt fragte er sie, ob sie wußte, was die Rose bedeutete?

Sie wurde ganz rot und sagte gar nichts, aber als sie wieder zu ihm aufsah, da ward's ihm doch wönnig heiß um's Herz, und er hätte sie am liebsten in den Armen genommen und vor der ganzen Gesellschaft als sein Bräutchen geführt. Er hätte es auch vielleicht gethan, wenn nicht gerade in dem Augenblick der Voice der Vorstellung in Gestalt des Adjutanten der Frau Majorin erschienen wäre, um ihn zu seiner Geliebten zu beflehen. Finchend vor Angst über die Unterbrechung folgte Eberhard.

Martha sah ganz still an ihrem Platze, Sie merkte nichts von all' dem Treiben und Schwirren rings um sie her. Sie sah auch nicht, daß Eberhard Berger am Büstel stand und Glas auf Glas hinunterstürzte von dem feurigen Lethe. Lethe? Wollte er etwas vergessen? Vielleicht den Blick, mit dem die kleine Martha ihn angesehen, als er ihr die rothe Rose schenkte?

Dann war der Ball zu Ende, und Martha ging nach Hause. Da sah sie vor ihrem Tagebuch am Schreibtisch. Eine einzige Zeile hatte sie geschrieben! Morgen kommt Er.

Wehr war auch nicht nötig. Denn das Tagebuch wußte ja Alles. Ihre große Liebe und ihre große Hoffnung hatte sie ihm anvertraut, und nun fand sie keine Worte mehr für ihre Seligkeit.

Dann legte sie sich zu Bett. Und die vielen lieben und zärtlichen Worte und Gedanken aus dem Buche reihen und fügten sich zusammen, bis es das schönste Gedicht geworden war; und die kleine Martha hatte es gedichtet.

Es stand in ihrem Herzen, aber keiner konnte es lesen, und keine Feder vermochte es zu schreiben. Solcher Bilder gibt es viele. Manchmal hat wohl ein großer Dichter etwas davon geahnt, und es in Worte zu fassen versucht: das Hohelied des liebenden Frauenherzens. Aber die schönsten Stellen vermochte auch er nicht zu lesen.

Dann kam der Morgen. Martha sah sich ganz verwundert um. Sie wußte nicht, ob sie das Alles geträumt hatte, aber da stand ja seine Rose im Glase neben ihrem Bett, und heute wird er kommen.

Die kleine Martha setzte sich an's Fenster und wartete. Seine Rose hing sie an ihre Brust gesteckt und ihr blaues Kleid angezogen. Sie wußte, daß es ihr gut stand. Er hatte es ihr einmal gesagt beim Schlittschuhlaufen. Es fiel ihr Alles ein, was er gesagt hatte, denn seine Worte waren an ihr Herz gedrungen und hatten Wurzel geschlagen. Jetzt blühten sie alle. Maiglöckchen, — Liebveglein, — Bergis-münch und Rosen. Aber die rothe Rose war die schönste.

Um 11½ mußte er kommen. O, er wird früh kommen, er weiß ja, daß sie auf ihn wartet. — Wenn nur der Vater dann nicht gerade fortgeht. Gott sei Dank, er sitzt im Lehnsstuhl mit seinen Zeitungen.

Jetzt ist es 12 Uhr. Was nur die Frau Majorin neulich meinte mit ihrem Gerede? Braucht man denn so viel Geld um glücklich zu sein und sich lieb zu haben? Sie kann ja so sparsam wirtschaften. Er soll gar nicht merken, daß sie arm sind, so glücklich werden sie sein. Die kleine Martha lächelt still vor sich hin, freundliche, sonnige Bilder ziehen an ihr vorüber. Goldene Rebschleier liegen noch davor, aber sie weiß, daß sie sehr lieblich sind.

Sie öffnet das Fenster und beugt sich hinaus. Von dort oben muß er kommen. Wie oft hat sie hinter dem Vorhang gestanden und auf ihn gewartet. Er mußte ja vorbei, wenn er nach dem Casino wollte. Jedermann grüßte er hinauf.

Da kommt er. Jetzt biegt er um die Ecke. Die kleine Martha muß sich am Stuhl festhalten, um nicht umzufallen. Alles Blut drängt ihr nach dem Herzen. Jetzt, jetzt ist er vor dem Hause. Er schaut hinauf...

Nun sieht sie nichts, hat nichts mehr. — O Gott! — Ist er vorbei gegangen?

Er wird morgen kommen; wahrscheinlich hat er noch viele wichtige Sachen zu ordnen, muß bei seinen Eltern anfragen. — Natürlich, wie konnte ich das vergessen! Es war ja gar nicht möglich, daß er heute schon kam.

Die kleine Martha schließt das Fenster zu. Es weht so salt herein. Die Rose an ihrer Brust läßt die Blätter sinken. Ob sie erfrieren ist im scharfen Frosthauch?

Ich kann warten, hatte die kleine Martha gesagt und sie wartete: erst ganz ruhig und glaubend, dann in Thränen und Angst, und zuletzt zweifelte sie. Das waren schreckliche Tage, ihr Gesicht wurde bleich und schmal dabei, und um ihre Lippen zeichnete das Leid seine feinen Furchen. — Aber sie wartete immer noch — bis man ihr die düstende, goldumrandete Karte brachte, die Eberhard Berger's Verlobung mit einer reichen Kaufmannstochter der überraschten Welt mitteilte.

Die Frau Majorin saß sich zuerst: „Es wird ihr das Herz nicht brechen,“ sagte sie. „Solch' weiche NATUREN können viel aushalten. Uebrigens war es lächerlich von dem dummen Ding, sich so etwas einzubilden. Er hatte sich ja durchaus nicht gebunden, dachte gar nicht an's Heirathen. Das kommt davon, wenn thörichte Mädchen jede harmlose Gourmachei mißverstehen und ernst nehmen wollen. Wie kann man sich so blödsinnen. Es ist lächerlich!“

„Lächerlich!“ echte die ganze Gesellschaft und sie lachten zusammen über die lustige Geschichte, aber die Engel im Himmel verhüllten ihr Angesicht und weinten. Arme, kleine Martha!

Nachdruck verboten.

Sommerfäden.

Ein Märchen von Wanda Bartels.
Mit zwei Abbildungen von Hans Bartels.

schrumpflichten Birnstein fielen in's Gras, und die Rosenblätter zerstreute der Wind.

„Ja, für wen war denn der kleine Garten da?

„Für uns," sagten die blauen Rosentäfer.

„Nein, für uns," sagten die Raupen vom Birnbaum. Wer Recht hatte, ich weiß es nicht, und die Raupen und Rosentäfer stritten auch nicht lange, denn für sie war der Garten groß genug, daß sie neben einander darin leben konnten. Außer ihnen war aber noch jemand im Garten, das war eine niedliche kleine Spinnne. Wie sie auf einmal hierher gekommen, wußte Niemand, und sie selber wußte es auch nicht. An einem heißen Sommertag saß sie auf einmal auf einem Blatte des Birnbäumlein, und die glühenden Sonnenstrahlen flammerten auf ihrem lichtgrünen Sammelsleidchen.

Sie war hungrig und deshalb mußte sie ein Netz spannen, um darin eine Fliege oder ein Mücklein zu fangen. Spinnchen war hungrig, und da galt es kein langes Besinnen. Hui — schwang sie sich durch die Lust vom Birnbaum zum Rosenbusch und zog einen glänzenden Faden von einem zum anderen. Hin und her, hin und her, unermüdlich schwang sie sich in der heißen Sommeronne auf und nieder, bis sie die zwei Bäumlein durch lange Fäden fest verbunden hatte. An diese Fäden spannte sie dann ihr Netz. Erst wehte sie schöne gleichmäßige Strahlen nach allen Seiten, dann ließ sie zwischen den Strahlen immer rundum, rundum, und nach einer Viertelstunde war das Netz fertig. Nun saß das grüne Spinnlein vergnügt mitten darin, putzte die Füßchen ab und freute sich, wie die Arbeit so wohlgegangen war.

„Wenn doch jetzt eine Fliege käme," sagte sie und hüpfte ein wenig, daß das Netz schaukelte, aber es kam keine. Ein Mückenichswarm tanzte in der Lust, hoch über dem Spinnennetz; sie dachten nicht daran, sich nieder zu lassen, denn sie mußten ja für morgen schönes Wetter anzeigen. Das Spinnlein schaute sehnsüchtig in die Höhe nach ihnen und dann in das grüne Blattwerk rund umher.

„War denn keine Fliege zu erblicken?

— Nein, eine Fliege sah sie nicht, aber, o weh — was war denn das? — da, wo sie ihr Netz an dem Birnbaum befestigt hatte, saß eine große braune Spinnne mit zusammengekrallten haarigen Beinen, schaute mit gierigen Augen nach dem grünen Spinnlein und wollte es fressen. Das grüne Spinnlein wurde fast ohnmächtig vor Angst und saß einen Augenblick wie erstarrt, da duckte sich die große Spinnne zum Sprung und hui, — mit riesigem Schwunge sauste sie mitten in das Netz.

Da schrak das Spinnlein auf, ließ sich rasch zu Boden fallen, mitten in das braune verbrannte Gras und verbarg sich unter einem verkümmerten grünlichen Blatte. War es gerettet? Es wagte nicht daran zu glauben. Vorsichtig blickte es empor nach der bösen großen Feindin. Die saß inmitten des Netzes, starre auf den Fleck, wo das grüne Spinnlein gejessen und konnte nicht begreifen, wo es hingekommen.

„Hab' ich Dich denn nicht gesangen?" brummte sie, „warte nur, Du hältst Dich jetzt verstopt, aber ich will Dir das Wiederkommen verleiden." Und in heller Wuth riß und zerrte sie an dem Netz, daß die schönen glatten Fäden zerrissen und verwirrt im Winde flatterten. Aber daran hatte sie noch nicht genug. Sie fing die fliegenden Fäden, stopfte sie mit Fäust in ihr Maul und verschlachte sie. In so arge Wuth war sie gerathen. Dann ließ sie an dem starken Faden, der das Netz gehalten hatte, in das Laub des Birnbaumes, rollte sich zusammen und schlief.

Das kleine Spinnlein saß unter dem halbverdornten Blatte und wagte kaum, sich zu bewegen. Da kam der Abendwind gelogen und sächelte mit seinen weichen grauen Flügeln die halbwelzen Rosen, daß sie wirklich ganz jung und frisch aussahen; leise flatterten die Blätter des Birnbaumes und die dünnen, braunen Grashalme zitterten vor Durst. An seinen feuchten Schwingen hing der Thau, und wie er

leise über Blumen und Gras dahin flog, schmückte er sie mit den glitzernden Thauperlen. So kam er auch zu dem Blatte, unter dem das grüne Spinnlein saß und hörte das leise Weinen.

„Was fehlt Dir?" fragte er.

„Ach," schluchzte das Spinnlein, „Du kannst mir doch nicht helfen; eine große Spinnne hat mein Netz gefressen, und jetzt lauert sie im Birnbaum, um mich selber zu fangen."

„Ei, ei," sagte der Abendwind, „das ist recht schlimm. Weißt Du was, Du müßtest ganz fort aus diesem Garten."

„Das möchte ich wohl," antwortete das Spinnlein, „aber, bis ich zum Baume gelange, frischt mich sicherlich meine böse Feindin."

„Nun, so spinne einen schönen starken Faden, knote ihn fest an meine Flügel, dann traue ich Dich mit mir fort und seje Dich nieder, wo es Dir gefällt."

„O, wie herrlich," rief das Spinnlein, rappelte sich schnell aus dem Gras auf und knotete ein paar starke Fäden fest an den Thauwindes Schwingen. Es war so eilig dabei, daß sich die Fäden durch einander wirrten und das Reisefahrwerk dadurch ein etwas unordentliches Aussehen bekam. Aber der Thauwind sagte, das schadete nichts, sie sollte es nur so lassen, desto eher lämen sie fort, er hätte auch nicht lange Zeit.

Da setzte sich das Spinnlein in die wirren Fäden, der Thauwind hob seine Schwingen und strich langsam über die Erde.

„Ei, wie war das schön! Sie strichen über die kleinen schwärzlichen Blumengärten der Stadt hinweg, sie lämen hinaus auf die duftenden Wiesen und die wogenden gelben Getreidefelder und tranken große und kleine Blumen. Sie flogen die ganze Nacht hindurch; der Thauwind wurde nicht müde, denn er war es gewohnt, aber das Spinnlein schlief ein. Als es erwachte, funkelten die Thautropfen schon im Sonnenlicht, aber tief, tief unter ihnen.

„Wo bin ich?" fragte das Spinnlein.

„Wir fliegen jetzt hinauf zu den Regenwolken," sagte der Thauwind. „Dort seufze ich meine Flügel und ruhe aus. Aber Du schließ Deine Auglein, Spinnchen, damit Du nicht schwindlig wirst."

Da schloß es die Augen und ließ sich tragen, wie lange, das wußte es selber nicht.

„So," sagte nach einer langen Zeit der Thauwind, „jetzt magst Du Deine Auglein aufthun, denn wir sind angelommen." Er holte tief Atem und klappte mit den Flügeln, denn der Weg zu den Regenwolken ist ziemlich weit. Jetzt breitete der Thauwind seine großen Schwingen aus und strich langsam über die tropfenden Wolken, damit sie recht feucht würden; dann sagte er den Wolken, wo sie ihn hinbringen sollten, und sie setzten sich langsam, stoßweise und schwerfällig in Bewegung nach dem Garten, von dem aus der Thauwind am Abend seine Wanderung beginnen wollte. Sie segelten den ganzen Tag und wo sie vorüber zogen, standen unten auf den Feldern die Menschen und schauten.

Über einem großen Garten machten sie Halt. Der Thauwind schwang sich aus den Wolken hernieder und nahm das Spinnlein mit.

„Willst Du nicht hier bleiben?" fragte er, „sieh die köstlichen Blumen hier; Niemand plückt sie, Niemand stört sie, da kannst Du Deine Rehe weben und ruhig sein."

„Und wäre es noch tausendmal schöner hier," sprach das Spinnlein traurig, „ich würde doch nimmer froh. Immer und immer müße ich an Deinen Flug über die Erde denken, und ich werde sterben, wenn ich hier still und gesangen sitze, trotz aller Pracht."

„Du nützliches Thierchen," sagte der Thauwind, „gehst Du denn gar so gerne mit mir? Dann wollen wir rasch weiterfliegen, damit Du in der Abendsonne noch etwas sehen kannst."

Dabei breitete er seine Schwingen aus und trug das Spinnlein über die Gartenummauer. Draußen war ein weites Stoppelfeld und nicht weit von ihnen ging eine alte Frau, die die vergessenen Lehren sammelte. Hinter ihr her liefen die Kinder aus dem Dorfe und nesteten die arme Alte; sie traten mit ihren groben Holzschuhen die Lehren in den Boden, die die Frau aufheben wollte und lachten, wenn sie sich umsonst gebückt hatte.

„O die bösen Kinder!" sagte das Spinnlein, als sie dicht bei der alten Frau waren. Da sahen die Kinder die weißen Fäden in der Lust.

„Was ist das, was ist das?" schrieen sie, „das wollen wir greifen!" Und sie ließen hinter dem Spinnlein her. Aber der Thauwind lachte, schwante ein wenig seine Flügel, und husch, — sogen die Fäden den Kindern über die Nosen, flebten an ihren Augenwimpern oder an ihren Lippen, wenn sie jedoch danach blickten, waren sie rasch wieder fort.

„Was es nur ist," fragten sie einander. Und dann schrieen sie: „fragt die Greth, die Greth muß es uns sagen, die weiß Alles." Sie stürzten zur Greth und fragten: „Du, Greth, was sind das für Fäden, die du fliegen?"

„Wo?" fragte die Alte und blinzelte gegen die Sonne. Da sah sie die weißen Fäden. „Das?" sagte sie und legte die Hand über die Augen, damit sie besser sehen könnte, „das ist wohl der schlechte Sommer; jetzt kommt der Herbst."

Die Kinder lachten alle zusammen.

„Die Greth sieht den Sommer fliegen, ei, die Greth muß gute Augen haben," spotteten sie. „Du, Greth, ist das Dein eigener Sommer, daß Du ihn fliegen siehst?"

„Ach seht den Sommer nicht entfliehen, weil ihr jung seid," sagte die Alte. „Wenn man alt ist, wie ich, merkt man erst, wie schnell er vorüberzieht."

Die Kinder hörten nicht mehr auf sie; sie tanzten über die Stoppen, häschten nach den Fäden und rieten:

„Wir wollen der Greth ihre Sommerfäden fangen, schnell," und sie ließen hinter dem Spinnlein her.

„Kun ist's genau," sprach der Thauwind, hob seine Schwingen und entführte die Sommerfäden weit, weit, hoch in die Lust.

Die Kinder starnten ihnen nach.

„Wie schade," sagten einige.

„Läßt sie fliegen," sagten die großen Buben und stießen die Hände in die Hosentaschen, „sie sind es nicht wert, darum zu laufen, — ist ja doch nur alter Weiber Sommer, die Greth hat es ja selbst gesagt." Und sie gingen pfeifend nach Hause.

Das Spinnlein flog mit dem Thauwind Tag für Tag zu den Wollen, Nacht für Nacht über die Blumen auf der Erde, und jedes Mal, wenn sie an eine besonders schöne Stätte kamen, fragte der Thauwind:

„Willst Du hier bleiben?"

Aber jedes Mal antwortete das Spinnlein:

„Nein, ich will mit Dir weiter fliegen." Dabei blieb es, und zuletzt fragte der Thauwind gar nicht mehr.

Nun war es schon viele, viele Tage her, daß das Spinnlein mit dem Thauwind reiste; die Fäden waren alle kahl geworden, Rosen und Moos waren verblüht; die schrumpflichen Birnstein waren abgefallen, und wenn die Sonne aufging, glänzten die Thautropfen nicht mehr wie klare Edelsteine, sondern sie lagen schwer und dicht wie klare Zuckertropfen auf dem Gras. Da kam der Thauwind eines Abends herab von den Regenwolken. Er flog ganz langsam und leise über die Bäume, denn wenn er sie mit den Flügeln berührte, fielen die gelben Blätter ab.

„Warum folgen uns heute die Regenwolken?" fragte das Spinnlein und schaute in die Höhe; das arme Spinnlein war müde und wickelte sich dicht in seine Fäden, denn es war sehr fatig.

„Sie wollen mich aufnehmen," sagte der Thauwind traurig, „die Blumen sind alle todt, und ich liege heute zum letzten Mal."

„So kommst Du nicht wieder herunter?" fragte das Spinnlein erschrocken.

„Nein," sagte der Thauwind, „es ist zu alt, jetzt muß ich droben bleiben und schlafen, bis mich die Frühlingsonne weckt."

„Aber was wird aus mir?" fragte das Spinnlein voll Angst. „Darf ich mit zu den Regenwolken?"

„Rein," sagte der Thauwind, „da oben sind keine Fliegen für Dich, armes Spinnlein, Du mußt jetzt hier bleiben."



Sommerfäden. Zeichnung von Hans Bartels.



Verlassene Klausen. Von J. G. Steffan. — Siehe Seite 143.
Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.

Da sing das Spinnlein an bitterlich zu weinen, und weinend löste es einen Haden nach dem anderen von des Thauwindes Schwingen.

"Sei ruhig, Spinnlein," sagte der Thauwind, „komm, laß uns zusammen eine Blume suchen, in der Du Schutz findest gegen die Kälte dieser Nacht." Damit hob er es auf und trug es zu einer schönen rothen Georgine, die einsam auf ihrem langen Stiele im Lust schwieg. Dort setzte er das grüne Spinnlein behutsam auf eines der leuchtenden Blätter.

"Leb' wohl, Spinnlein," sagte er traurig, „mir ist es selber leid, daß ich Dich lassen muß, aber was soll ich thun, ich kann Dich nicht mitnehmen zu den Wölfen."

Das Spinnlein schwieg immer noch und schluchzte nur zum Herzbrechen. Da lächelte es der Thauwind mit seinem leisen Atem und flog davon.

Das arme Spinnlein zitterte vor Weinen und Kälte, zog die Füschen dicht an sich und schmiegte sich eng in die weichen Falten des Georginenblattes; aber es ging nicht hinein in die warme Tüte, sondern es blieb auf der Spitze sitzen, um dem Thauwinde nachzuschauen.

Es starnte hinaus nach den Regenwolken; es wußte, wenn sie weiterzogen, war der Thauwind bei ihnen angelangt. Es starnte und starnte, es merkte nicht, wie es älter und älter wurde; der Thau auf der Georgine gerann zu Eis; die rothen Blätter krümmten sich und wurden bleich vor Frost, die kleinen Knospen idlossen sich, und das Spinnlein träumte. Träumte vom Fliegen weit, weit über die Erde, über die bunten Blumen im Sonnenchein —; es träumte von dem kleinen Gartchen mit den Rosen, wo es zuerst sein Nest geplant, — träumte — träumte grüngoldiges Licht um sich her, — und, — ja, dann träumte es nichts mehr.

Der Thauwind war auf den Regenwolken angekommen und blickte hinunter. Er sah die Georgine, sie hatte das Haupt gebeugt, als ob sie trauere, und auf dem einen Blatt lag das grüne Spinnlein.

Da weinte der Thauwind, und eine große Thräne fiel von den Regenwolken hernieder. Sie erstarrte in der Kälte und als sie unten anfiel, fiel sie als eine schöne weiße Schneeflocke auf die Georgine und deckte das Spinnlein zu. Dann fielen noch viele, viele Blüten hernieder und bedekten die Georgine und den Garten und die ganze Erde; da war es Winter geworden.

So hatte die alte Grethe doch Recht gehabt: mit den Sommersäden war der Sommer entflohen; als der Thauwind schließt und das Spinnlein nicht mehr flog, da war der Winter eingezogen.

Nachdruck verboten.

Warum Frauen die Männer lieben.

Eine ernsthafte Betrachtung von Wolfgang Kirchbach.

Sie schon Scheffel's Alter Hidigeigei hat sich den Kopf darüber zerbrochen, als er fragte, warum Frauen sich die Menschen. Wenn schon dies eine ungemein schwierige Sache ist, zu erklären, wie es möglich sei, daß eine schöne Frau oder eine liebliche Jungfrau sich so weit vergessen kann, daß sie einen Mann küsst, so ist es noch weit rätselhafter zu verstehen, warum Frauen die Männer lieben. Ich habe schon mehrere Jahre darüber nachgedacht, und je mehr ich mich in die Frage vertieft habe, desto unerklärlicher wird mir die Sache. Ich frage alle Mädchen und Frauen, die das Folgende lesen, ob ich nicht Recht habe.

Dass Männer sich in Mädchen und Frauen bis zum Sterben, ja, bis zum Tode lieben, das halte ich nach Allem, was man über die Liebe liest, für angemessen und selbstverständlich. Denn wenn das weibliche Geschlecht auch gar keinen anderen Vorzug hätte, als daß es das schöne Geschlecht ist, so würde das doch hinreichend erklären, wenn Männer diese schönen Frauen, mit ihrem holden Antlitz und ihrer sanften Stimme, welche man Frauen nennt, für liebenswert und verehrungswürdig halten. Darüber ist gar kein Wort zu verlieren.

Hingegen scheint mir die Liebe von Frauen für Männer eine Sache, die bei näherer Betrachtung durch gar nichts erklärt werden kann. Denn wir fragen, welche Gründe kann ein Mädchen oder eine Frau in aller Welt haben, um ganz anders geartete Wesen mit ihrer Zuneigung zu beschenken, Wesen, welche den schwarzen Prad für ein Kleid halten, das man tragen kann in Gegenwart von geistreichen Frauen, ohne in den Boden zu sinken? Was kann man von Geschöpfen halten, welche auf dem Kopfe ein schwarzschwarzes Küchengefäß tragen, das in der Hölle beruht zu sein scheint, eine Art von Dampfschlot, ein Ofenrohr, und sich für festlich gekleidet und versöhrend an Leib und Seele halten, wenn sie dieses hohle Rohr über ihr Haupt gestürzt haben?! Was kann man von diesen Erdengewächsen halten, welche die Haare, die ihnen Gott auf ihrem Kopfe hat wachsen lassen, abschneiden, wie man Schafe schert, und statt dessen mit sättigen Salben sich allerbald Bierat aus ihren geschorenen Haarstopeln um die Stirne krauseln?! Ist es nicht schrecklich, daß diesen Wesen mitten im Gesicht statt dessen eine Mähne wächst, welche sie mit ihren Händen streichen, eine Mähne, welche sie auch noch vor den anmutigsten Mädchen zur Schau tragen, als müßten Mädchen an diesen Troddeln, die am Gesicht hängen, Gefallen finden? Ja, diese Geschöpfe gehen so weit, zu glauben, daß sie erst dann von Mädchen und Frauen für voll angesehen werden, wenn die ersten kleinen Troddeln um ihren Mund eine Kransche bilden, wie Spitzenzapfen am Kleide eines jungen Mädchens! Und diese Mundfransen krauseln sie auch noch, sie stellen sich vor den Spiegel und bürsten die Kransen aus, und wenn eine lange Mähne daraus geworden ist, glauben sie, sie seien berechtigt, sich als Herren der Schönheit zu betrachten und auf Grund ihrer Troddeln im Gesicht Mädchen und Frauen in geistiger Unmündigkeit zu erhalten, trotz aller Versuche edler Frauen zur Befreiung des weiblichen Geschlechtes aus unwürdiger Sklaverei?! Und nicht genug damit, daß sie solcher Gestalt gar nicht das Ansehen von gleichberechtigten Menschen haben, gegenüber dem holdseligen, lieblichen, reinen Menschenartlich der Frauen, welche ihr Haar an der richtigen Stelle auf dem Haupfe im vollen Wechte natürlicher Schönheit und Länge tragen und die anmutigsten Engelskränze, Rosenkränze und blumigen Hauptzweige über ihren reinen Stirnen aus dem natürlichen Haarschmuck bilden, nicht genug, daß diese vorweltlichen Urvölker, diese Männer, überhaupt gar nicht wie Menschen aussehen, sie haben auch so viele schlechte Angewohnheiten, daß Frauen nur mit dem größten Widerstreben mit ihnen verkehren und sie eigentlich immer in einer gewissen

achtungsvollen Entfernung von sich halten sollten. Man stelle sich vor, daß diese Wesen, deren erster Vorfahr einst aus einem Stücke Lehmbrocken entstanden war, die Angewohnheit haben, sich in den Mund eine brennende Wurst von verrotenen Blattblättern zu stopfen und stundenlang da sitzen können, ohne mit einer liebenswürdigen Frau, welche ihnen als Gattin ihr Leben weilt, ein Wort zu reden. Man stelle sich vor, daß sie fortwährend die brennende Stelle dieser Rauchrolle, an der sie saugen, wie die Säuglinge an ihrer Milchflasche, betrachten, und nichts für geistig anziehender halten, als die Thatjache, ob es da vorn auch richtig brennt. Was aber saugen sie aus ihrer Mundnudel? Rauch, überreichenden Rauch, den sie von sich blasen mit dem Ausdruck grohartiger Rauhlegenhheit über das ganze eigentliche Menschengeschlecht, welches sie verächtlich „die Weiber“ nennen. Und mit diesem Rauchergenz räuchern sie sich selbst, ihre Kleider, ihre Zimmer, ihre Arbeits- und Schreibgeräthe ein, daß man, wenn man einen Liebesbrief von ihnen bekommt, es dem Schreibpapier antreibt, wie sie geraut haben, während sie die zartesten Versicherungen ewiger Treue und Liebe niederschrieben. Selbst darauf blasen sie ihren Gischtstrahl; selbst das ist ihnen, als wäre es Lebewurst, die man in den Rauchfang hängt!

Wir wollen gar nicht erwähnen, daß diese zu klein gebliebenen Ungeheuer und Riesen die weitere schlechte Angewohnheit haben, in ihren Magen bei gemeinsamen Zusammenkünften große Massen von vergifteten Flüssigkeiten einzufüllen und aufzuspeichern, die sie auch noch nach ganz genau gemessenen Flüssigkeitsmassen sich einfiltrieren, ohne daß irgend ein Zweck damit verbunden ist, der dem schönen Frauengeschlechte verständlich zu machen wäre.

Von Allem, was das eigentliche Wesen und den Bestand des menschlichen Daseins ausmacht, hat ihr ausgeräucherter Geist insgesamt auch nicht die geringste Abneigung. Sie verstehen nichts davon, wie man einen Blumenkranz windet oder eine Schleife verzicbt, um sie am Halse oder am Haarschmuck mit Anmut fest zu binden; sie sind so ungewöhnlich, daß sie sich fortwährend sowohl ihre Hemdenknöpfe, wie ihre Knöpfe an Röcken und Beinkleidern abbrechen und dann Petermordio erheben, wenn sie dieselben nicht wieder festmachen können; nicht einmal einen Zwirnsfaden vermögen sie mit Geschick und Anmut durch ein Nadelöhr zu stechen, sondern sie fahren regelmäßig mit der Zwirnspitze hinter dem Nadelöhr vorüber und gerathen in Verzweiflung über ihre Ungeschicklichkeit. Man hat ihnen deshalb auch die Sorge für die Bereitung der Nahrung abnehmen müssen, hat ihnen die Pflege der heranwachsenden kleinen, die Herrichtung und Ausbildung der Zimmer, der Jungfrauen, verbieten müssen, man kann sie nicht einmal dazu gebrauchen, einer Frau ein Band Garn zu halten, denn sie lassen doch die Fäden über die Hand fallen und bringen Alles durch einander. Was das Essen und Trinken anbelangt, so muß man sie wie Vogel ihre Jungen speisen, einfach füttern und ihnen das Ehen zubereiten, denn wenn sie sich daran vergreifen wollten, so würden alle Häuser nach übergelaufener Milch und angebrannten Speisen dutzen. So groß ist ihre Unmöglichkeit zu Allem, was den Bestand und die liebliche Annehmlichkeit des Lebens macht; nicht einmal einen Jäger vermögen sie richtig in der Hand zu halten, und vollends vom Schmuck, von der Kleiderzettel, von den Bändern, Schleifen, Spangen, von den Hüten und Hutanspannen und all' diesen wichtigen Sachen, welche eine Menschenfrau und ihre Schönheit, ihren Geist und ihr Gemüth erst zum Ausdruck bringen, verstehen sie gar nichts Rechtes. Ihre schlimmste Eigenschaft aber ist, daß sie glauben, die Herren und Gebieter der Schönheit, die Venter und Leiter der Frauen zu sein und sich darnach mit einer herablassenden Ritterlichkeit gegen Mädchen und Frauen benehmen, ja, ihnen zum Schein allerhand plumpre Gefälligkeiten erweisen, als machten sie sich zu Dienern der Frauen, während es unter allen guten und klugen Frauen doch eine längst bekannte Sache ist, daß jede Frau jeden Mann um den kleinen Finger wickeln kann wie eine Weidenrute, wenn sie irgend darnach Verlangen trägt, ihre kleinen Pantoffeln auf ihn zu setzen, ohne daß es merkt.

Wenn man dies Alles erwägt, so scheint es allerdings ganz unerklärlich, daß so holde, kluge, überlegene und schöne Wesen, wie Frauen sind, jemals diese nichtruhigen und überflüssigen Anhänger der Menschheit wirklich lieben könnten. Wie kann etwas, das so schön ist, wie eine Frau, so rein und hold wie eine Jungfrau, die ungeheurelichen Geschmaußloskeiten der Schönheit lieben, welche ihre Füße in so großen unförmlichen Lederschachteln stecken haben, daß eine Frau, wenn sie ihr netzgeformtes Rosettenschuhchen daneben ansieht, nur halb so große Füßchen hat! Ach, und welche großen Fanghände die Männer daneben haben; niemals paßt eine schöne Frau hand mit ihren weichen Formen auf die Fanghände der anderen Gattung von zweiflügeligen Wesen, und trotzdem verlangen Männer manchmal, daß Frauen ihnen ihre feine Hand für immer reichen sollen.

Man sieht, es ist eine höchst rätselhafte Sache, daß, wie man erzählt und in Büchern liest, Frauen dennoch sich in Männer zu verlieben im Stande sind, und man müßte annehmen, daß die Männer irgend ein Geheimmittel haben, das sie den Frauen in den Käsefieß schüttet, um sie zur Verblendung zu treiben, in der sie all die schrecklichen Unterschiede vergessen und Männer für ihres Gleichen an Menschenbild halten. Wenn ein so eßhaftes Geschöpf, wie die Göttin Titania war, sich, berückt durch einen Zauberfrosch, sogar in einen Mann mit einem Froschkopf verliebt, so liegt allerdings die Vermuthung nahe, daß auch alle anderen Frauen, durch irgend einen Trans verdeckt, nichts davon merken, daß Männer eigentlich gar nicht zu ihnen gehören, sondern in Wahrheit sich Frauen nehmen sollen, die gleichfalls Mähnen im Gesicht tragen, ja, daß sie mit Nixen und Meerweibern einen gemeinsamen Haushalt begründen müßten. Nur daher erklärt es sich, daß Waler und Dichter, statt von gesetzten Mädchen und Frauen sich begeistern zu lassen, eine so große Vorliebe für diese Halbmenschen haben und Lieder auf Nixen, wie die Lorelei, singen. Denn im Grunde sind die Männer, gegenüber den holden, geläuterten Menschlichkeit des irdischen Weibes, doch auch nur Halbmenschen, und die Mähne in ihrem Gesicht ist das Zeichen dafür.

Wenn daher eine Frau einen Mann liebt und ihm ihr Herz schenkt, so geschieht es nur aus Mitteid mit diesen Halbmenschen. Es ist die angeborene Güte und Großmuth der reinen Menschenseele, welche diesen furchtbaren Wesen einen Ersatz zu bieten sucht, da die Nixen und Meerweiber, zu denen sie eigentlich gehören, ausgestorben sind. Einige Frauen vermuten auch, daß diejenigen, welche sie zu Männern nehmen, nur durch eine Verzauberung in diese Gestalt gerathen sind

und Cylinder und Prad nur tragen müssen, wie die von Circe bezwungenen Gefährten des Odysseus ihre Schweinsköchen. Diese Frauen glauben, daß in jeder Männergestalt ein verzauberter Prinz steckt, der eine hohe Seele besitzt und das Ranchen haft, der aber, weil er in diese Gestalt mit großen Fanghänden verwandelt ist, auch rauchen muß, um die Gedanken daran zu betäuben, wie schön er eigentlich sein könnte, wenn er nicht verwandelt wäre. Und so kommt es, daß die Frauen in ihrer engelhaften Herzengüte und in Erwaltung von Männern, welche so schön und geistreich und einsichtig wären, wie sie selbst, mit diesen Stellvertretern edler Wesen fürs lieb nehmen und ihnen, gleich Titania dem verwandelten Bettel, ihre Kunst schenken, damit die Männer über ihr Schicksal getrostet seien. Die eigentliche Ursache der Frauenliebe für Männer ist vielleicht auch die Neugierde, zu erfahren, was die Männer denn unter der Liebe verstehen, die sie zu schwören pflegen. Da sein Mädchen und seine Frau in ihrer Engelsreinheit weiß, was Liebe ist, so lassen sie sich aus Verniegierde zu den Männern herab und gestatten ihnen sogar, ihre Hand zu fassen, weil sie glauben, das seien die ersten Buchstaben einer Geberdensprache, durch welche diese Halbmenschen sich verständlich machen müssen, um auszudrücken, was sie unter ewiger Treue verstehen. Einzig um diese Geberdensprache und ihre Geheimniß zu lernen, läßt die Wissbegierde jedenfalls die bildungsreichen Frauen nicht ruhen, ja, sie fürchten sich nicht einmal und bringen der Wissenschaft die größten Opfer an persönlichem Mut, gestatten, daß ein solcher Wissenschaftsmann seinen Arm um sie legt und erleichtern nicht einmal, wenn er in seiner angeborenen Bildheit ihnen sagt, daß er sie vor Liebe aufstellen möchte. Dies ist gewiß ein ehrendes Zeugnis für den Mut der Frauen.

Auch ist es möglich, daß Frauen die Männer wegen einer gewissen Geliebigkeit allmälig lieb gewonnen haben, die Frauen und Mädchen Ruhm bringt. So kann man z. B. einen Mann mit einiger Geduld dazu abrichten, daß er aufsäuschen herantragen bringt, wenn man seine Füßchen darauf stellen will, oder daß er stundenlang in heißer Sommersglut Mäntel und Überwürfe mit herum trägt, die man für den Abend braucht. Sogar zum Tanzen kann man ihn dressieren, wie die Trommelbären, und dabei helfen die Männer sogar, daß die Mädchen sich nicht allein im Kreise herumzudrehen brauchen, sondern sie lassen sich dazu abrichten, ein Mädchen auch um die Seite zu lassen und die Bewegung, die es für seine Gesundheit nötig hat, ihm zu erleichtern, indem sie es im Kreise herum geleiten.

Das Wichtigste sind aber die Strümpfe. Alle Frauen haben eine Leidenschaft, mit ihren Händen etwas zu weben, einzusädeln, zu stricken, um ihre schönen Hände mit einander zu unterhalten. Die Frauen haben durch Erfahrung bemerkt, daß die Männer wieder eine Leidenschaft haben, Strümpfe, die man ihnen anzieht, zu zerren. Auf diese Weise haben die Frauen immer etwas zu stopfen. Sie lieben die Männer, weil deren Angewohnheiten die nothwendige Ergänzung ihrer Neigung ist.

Wahrscheinlich lieben also deshalb die Frauen die Männer. Man sieht, es ist ein großes Rätsel, und es wird noch lange dauern, bis es vollständig ergründet ist. Das Vorstehende ist nur ein schwacher Versuch zur Lösung, — aber doch auch ein sehr ernsthafter!

Nachdruck verboten.

Das Enfant terrible.

Von Margarethe Henke.

Cie liebliche Unschuld, die, in Gegenwart Fremder über den Verbleib irgend einer ihrer Spielsachen befragt, antwortet: „Ich habe es in den Kästen gelegt, wo Mama immer ihren Kopf verwahrt.“ — der eile Kleine, der in's Gesellschaftszimmer und auf seine Mutter zustürzt mit dem lauten Rufe: „Ich bin ja noch nicht fertig! Ich will auch Bude haben, sonst bin ich nicht schön.“ — das Reichmäulchen, welches in Gegenwart der spärlichen Großmutter während der Mahlzeit sagt: „Wenn Großmütterchen nicht hier ist, schmeckt es Dora immer viel besser.“ ohne zu ahnen, daß die genüßliche Mutter, um tadelnde Bemerkungen der Schwiegermutter zu vermeiden, an den Besuchtagen der Besitzer den reichen Küchenzettel in einen höchst einfachen verwandelt, — alle diese drei herzigen Schelme haben die Mutter bloßgestellt, ohne es absichtigt zu haben, ohne es im Entferntesten zu wissen. Vielleicht werden sie später, unter vier Augen, zur Rede gestellt, gescholten oder gar bestraft für ein Verhalten, mit dem sie, schuldlos, die Schuld der Mutter offenbart haben. Denn eine Frau, in deren Hause derartige Borgänge sich abspielen können, dürfte wohl kaum so viel Gerechtigkeitsinn besitzen, um die Unschuld ihres Kindes und die eigene Schwäche zu erläutern. Solche und ähnliche Erzählungen, wie sie in Umlauf vom enkant terrible berichtet werden, verdanken ihren Ursprung Verhältnissen, in denen Eltern, uneingedenkt ihrer Pflicht gegen ihr Kind, die Gegenwart des Kindes außer Acht lassen. Im Beisein des Kindes bereitet die Mutter sich auf Glanz und Schein vor, mit denen sie in Gesellschaft läußen will; im Beisein des Kindes werden Vorlesungen getroffen, um andersdenkende Schwiegereltern zu hintergehen; ja, im Beisein des Kindes sieht und hört man nicht selten Anschläge besprechen und in's Werk sehen, mit denen der eigene Gatte, der Vater des beobachtenden Kindes, betrogen werden soll, und es werden so die Lügen, die berechnende Arglist in's reine Kinderherzen gepflanzt.

Selbst Eltern, die jedes Pflichtgefühl bar sind, lernen in gewissen Jahren des Kindes, sich vor demselben in Acht nehmen. Sie haben erfahren, daß ein schärferer Beobachter sie umgibt, als sie selbst es sind. Ihre Lebensgewohnheiten zu ändern, verzögern sie keine Lust, sie verfallen auf das bequemste Mittel: sie entfernen, soviel als thunlich, den lästigen kleinen Aufpasser. Wie unter solchen Verhältnissen die Entwicklung des Kindes sich gestaltet, das, den Dienstboten oder sich selbst überlassen, allein oder mit anderen gleich unglücklichen Kindern in Haus und Garten oder gar auf der Straße umherläuft, — wir wollen es ununterrichtet lassen. Unter zehn Kindern giebt es wohl eines, das bei gänzlichem Mangel an Erziehung ein tüchtiger, den verschiedenartigsten Verhältnissen gewachsener Mensch wird; die übrigen neun treten in's Leben, reis an Jahren, aber reis in keiner anderen Beziehung, unterliegend im wichtigsten Kampfe, im Kampfe gegen sich selbst, nichts wissend von der höchsten und keinen Augenblick aus den Augen zu lassen Aufgabe unseres Lebens, der Selbsterziehung!

Solche Eltern, die für ihr Scheinwesen keinen jugendlichen Bezug haben wollen und ihr Kind darum aus ihrer Geisel-

schaft verbannen, erreichen nicht selten das Gegenteil dessen, was sie zu erreichen gestrebt. Das Kind durchdringt sie, verfällt auf den Grund seiner Auschließung, — vielleicht hat gar die unglückliche und unbarmherzige Mutter in Gegenwart des Kindes eine Bewerfung über das Kind gemacht, das „ja Alles erhorche und weiter erzähle!“ — das Kind fühlt sich verletzt, pocht nur noch schärfer auf und bemüht die erste Gelegenheit, die Mutter abermals mit einer verrätherischen Frage, einem bloßstellenden Berichte zu überraschen. Was es das erste Mal abhungrig gelassen, — das zweite Mal gerichtet es mit vollem Bewußtsein, aber wer möchte die Schuld auf den kleinen Sünder häufen? In erster Linie die Eltern selbst, in zweiter vielleicht irgend eine der Personen der Umgebung, die das Kind für ihre Zwecke benutzt, sind hier anzuladen. Denn wo Mutter und Kind sich in einem solchen Verhältnisse gegenüberstehen, drängt sich bisweilen irgend Jemand zwischen sie, der den Krib noch verzerrt, das Kind zum Vertrauen der Angelegenheiten des Hauses veranlaßt. Ich selbst habe ein derartiges Mütterverhältnis zu beobachteten Gelegenheit gehabt. Eltern wie Großeltern, welche ausnahmslos einen offenen oder geheimen Kampf mit einander kämpften, suchten das vier- bis sechsjährige Kind des Hauses über Dies und Jenes im Treiben der Eltern, beziehungsweise der Großeltern auszufragen. Blickte das Kind antwortlos zu Boden, so wurde ihm dringlich zugeredet: „Aber Du willst's der Großmutter doch nicht verheimlichen, mein Liebling? Komm, sag mir's! Du darfst nicht? O, Großmutterchen darfst Du's schon sagen, die muß Alles wissen. Nun, sage! Großmutterchen schenkt Dir auch ein Geldstück!“ Ich will diese widerlichen Vorgänge, die ich so weit steigeren, daß dem Kind auf der einen Seite Belohnungen für das Schweigen, auf der anderen für das Ausplaudern versprochen wurden, nicht eingehender schildern. Armes Kind, das unter solchen und ähnlichen Sittenverhältnissen aufwächst! Wie soll es der einst die Anprüche des Lebens erfüllen, wie schwer wird es sich Liebe und Achtung der Mitmenschen erringen! Von wie wenig Glück wird sein Dasein beleuchtet sein! Eines nur ist es, was über derartige Verhältnisse tröstet: daß solch ein Kind wenigstens seinen Eltern genügt. Denn diese, selbst unerzogen und den Segen der Erziehung, — sowohl der in der Kindheit durch Erwachsene genossenen, als auch derjenigen der Selbstziehung, — nicht fennend, stellen in der Regel sehr geringe Ansprüche und leugnen nicht selten den Einfluß der Erziehung gänzlich. Solchen gegenüber würde es uns Pädagogen schlecht ansehen, zu behaupten und es zu verteidigen, daß der erzogene und sich selbst beständig weiter erziehende Mensch der bessere Mensch sei, — der glücklichere ist er unfehlbar, das beweisen die Beobachtungen auf Schritt und Tritt.

Eltern, welche sich der hohen Aufgabe ihres heiligen Erzieherberufes voll bewußt sind, werden ihr Kind kaum je als enfant terrible sich äußern hören. Und geschieht es dennoch, daß infolge eines unzulänglichen Mütterverständnisses ein Vorfall sich ereignet, der an das enfant terrible erinnert, so werden sie den Umstand sich zur Lehre sein lassen, in Zukunft noch achtsamer auf sich selbst zu werden. Eltern, die in stummer Demut ihr Kind empfangen, werden das Haus, die Familie wie eine geweihte Stätte betrachten, wo ihres Kindes Leib und Seele auf's sorgfältigste behütet werden, um sich zur höchsten Gesundheit und Schönheit zu entwickeln, wo in dem Beispiel edler Eltern dem Kind ein nimmer versiegender Quell der verreichsten Anregungen geboten wird.

Unbewußt wird das Kind zum Wächter des Vertrags der Eltern, und hieraus erklärt es sich wohl, daß bisweilen, — auch leider nicht immer, — aus einem leichtgezünftigen jungen Mädchen sich eine tüchtige, vernünftige, sich selbst peinlich beobachtende Mutter heranbildet. Wie könnte aber auch die Glorie der Mutterlichkeit reiner ein Weib umstrahlen, als in der Überzeugung, daß die Zukunft, das ganze Lebensglück des geliebtesten Wesens, von dem eigenen Wandel abhängen!

Schleiermacher sagt: „Durch das Geschenk eines Kindes sollen Eltern sich aufgefordert sehen, sich selbst zu verehren.“ Glückliche Eltern, die mit solchen Gedanken der höchsten Aufgabe sich gegenüberstellen, und noch glücklicheres Kind, das im Schoße eines solchen Elternhauses aufzuwachsen exehen ist!

Nachdruck verboten.

Zweckmäßigkeit und Schönheit in der lebenden Natur.

Bon G. Holle.

Sie naive Aussöhnung der Natur, über welche oft selbst Erwachsene nicht hinauskommen, wenn sie nicht durch naturwissenschaftliche Schulung den inneren Zusammenhang der Dinge beachten gelernt haben, läßt Alles in der Welt auf den Menschen hinzuwirken. Nicht bloss das Kind meint, daß der Apfel seinem Wegen auf dem Baume gewachsen ist, die Rose für den Menschen ihren Duft austreut. Die beginnende Erkenntnis der Beziehungen der Naturwesen zu einander und zur toten Natur führt dann zu der Aussöhnung einer nach dem Schöpfungsplane feststehenden Zweckbestimmung ihrer Eigenschaften für ihr eigenes Dasein. Wir halten uns auch jetzt noch nicht an die einfachen Thatsachen und sagen nicht, „das Kamel gedeckt in wüsten Gegenden“, sondern „es ist für die Wüste erschaffen“. Wir finden nicht, daß die Eigenschaften des Edelweiss ihm ermöglichen, als Gebirgsplantze zu leben, sondern wir erachten es als von Natur bestimmt, auf hohen Bergen zu wachsen. Aber wenn wir kaum dazu gelangt sind, daß wir den Zusammenhang der Natur-Erscheinungen erfaßt zu haben glauben, zeigt uns die fortwährende sachliche Beobachtung, daß Eigenschaften an Thieren und Pflanzen vorkommen, welche augenscheinlich zwecklos oder gar widerum sind. Daß der Walisch vor der Geburt Zahne hat, welche er niemals gebraucht, und welche denn auch bald verloren gehen, hat jedenfalls seinen guten Grund und wird durch den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Thierwelt verständlich, aber sicher hat es keinen Zweck, ebenso wenig wie die großen Frühlingsblüthen des wohlriechenden Beilchens, welche niemals Frucht herwerden, aber vielleicht bei den Vorfahren Zweck gehabt haben mögen. — Wir sehen schon aus diesen Beispielen, daß unter den gegenwärtigen Lebensumständen zwecklose Eigenschaften doch immer auf einen Zweck in anderen Verhältnissen hinweisen. Sollten derartige Eigenschaften nun vollends zu zweckwidrig werden, so kann dies höchstens in untergeordneter Weise der Fall sein, da sie sonst, wo sie vorkommen, das Leben der Thiere und Pflanzen gefährden, die betreffenden Arten also schließlich zum Aussterben bringen

würden. Nur das günstig für den Kampf um's Dasein Aussgestaltete bleibt erhalten. Der Kampf um's Dasein ist somit nach der negativen Seite die bestimmende Ursache der überall beobachteten Zweckmäßigkeit. Jede Änderung in den Lebensverhältnissen bedingt die Notwendigkeit neuer Anpassung; und so sehen wir mit den geologisch beobachteten Veränderungen der Erdoberfläche immer neue Formen sich ablösen. Wodurch sind sie entstanden? Eine endgültige Antwort auf diese Frage vermag die Wissenschaft noch nicht zu geben; auf hypothetisches Gebiet aber wollen wir hier nicht abschweifen. Genug, die fortschreitende Anpassung ist Thatzache. Mit jeder neuen Lebensform aber werden die Lebensbedingungen für Alle mannigfaltiger, und nur die unausgejagte Verbesserung bietet Aussicht auf Erhaltung des Daseins um's Dasein.

So tröstlich die Aussicht ist, welche diese Erkenntnis auch für die Fortentwicklung der Menschheit eröffnet, so könnte es doch nun scheinen, als wenn die wissenschaftliche Betrachtung der Natur alle Poësie daraus verbanne, indem wir überall einen erbitterten Wettkampf um die beste Anpassung und damit die Möglichkeit des Daseins erblicken, wo eine sündliche Aussöhnung uns friedliche Ruhe und freundliches Zusammenwirken wahrnehmen ließ. Aber so leicht läßt der Mensch sich das Recht auf poetische Verklärung des Daseins nicht nehmen; wenn auch die Erkenntnis mehr zum Bewußtsein durchgedrungen ist, daß „Leben heißt, ein Kämpfer sein“, so werden wir auch diesem Kampfe Poësie abzugewinnen wissen. Ebenso wie man beispielsweise von der Aussöhnung immer mehr zurückkommt, daß mit dem Verschwinden des Rothornes und der ganzen „gemüthlichen“ Beförderungsweise früherer Zeiten auch die Poësie des Reisens verloren gegangen sei, so wird auch bei der modernen Aussöhnung der Natur die sinnige Betrachtung derselben nach wie vor die edleren Saiten unseres Selbst anflingen lassen.

Eins namentlich erscheint geeignet, unsern Geist zu erheben, wenn wir beobachten, daß in der Natur bei aller rohen Zweckmäßigkeit nie die Schönheit verloren geht, daß im Gegentheil mit der größten Zweckmäßigkeit die höchste Schönheit sich zu verbinden pflegt. Die vollkommensten Raubthiere, die Löwen, sind wie die vollendesten Huthiere, die Pferde und die Gazellen, ausgeprägte schöne Thiere. Ja, manche Thiere, welche, aus dem natürlichen Zusammenhange gerissen, in unseren Sammlungen uns unschön, ja widerwärtig vorkommen, erscheinen in ganz anderem Lichte, wenn wir sie in ihrer absonderlichen natürlichen Umgebung, unter ihren richtigen Lebensbedingungen beobachten. Wie abgeschmackt häßlich kommt uns die Giraffe im Tiergarten vor, und doch, welcher Africareisende spricht nicht mit Entzücken von ihr, wenn er sie in der Wildnis hat beobachten können! Aber diese ästhetische Befriedigung unseres Gemüthes in der Aussöhnung des harmonischen Zusammenstimmens der Eigenschaften der Naturwesen mit ihrer natürlichen Umgebung erschöpft noch nicht die Schönheit der Natur. Es bleibt immer noch ein räthselhafter Überichthus. Wir können uns den Zweck der bunten Schmetterlingsflügel oder der so wunderbar bestimmten Befruchtungsweisen angepaßten Orchideen-Blüthen sehr wohl erfüllt denken ohne die wunderbare Harmonie der Farben, die uns daran entzückt. Ähnliches gilt für die Gestaltungsverhältnisse des Thier- und Pflanzenkörpers, welche oft deutlich den Regeln des goldenen Schnittes folgen. Mag die Wissenschaft noch so viele Beziehungen entdecken, welche die Stellung und Form der Blätter haben sollen zur Aussöhnung des Lichtes, zur Ableitung des Regenwassers nach den Wurzeln und dergleichen, es bleibt ein Reichthum wunderbarer Gestaltungskraft in der Natur, welcher, über das unmittelbar praktische Bedürfnis der Pflanze selber hinausgehend, unserem Bedürfnisse nach ästhetischer Befriedigung genügt leistet. Und wenn auch dieser Schönheitsüberichthus, den wir in der Natur wahrzunehmen glauben, vielleicht nur subjectiv sein sollte, jedenfalls beweist der Umstand, daß wir die Natur schön finden, daß wir uns eins mit ihr fühlen, daß die Welt kein zusammengehörtes Haufwerk von Einzelthätsachen ist, sondern ein harmonisches Ganze, ein Organismus. In diesem Ganzen die eingenommene Stelle zweckentsprechend und zugleich schön auszufüllen, lehrt die sinnige Betrachtung der Natur auch als die höchste Aufgabe, das edelste Ziel des Menschen: nicht was wir sind, verleiht uns den Werth, sondern wie wir es sind.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Die Waisen. Von A. Bourrotte. Siehe das Bild, Seite 137. — Vaterlos, mutterlos, heimatlos! — Diese drei Worte nur ruft und das schlichte Bild entgegen. Aber welche Sprache wäre reich genug, um das, was der Künstler uns dabei vor Augen führt, in Worte zu kleiden? Das übergeschoßige Leid ist stumm. Alles, was wir hinzufügen könnten, würde nur den tiefen Eindruck stören, den das ergreifende Bild unwechselhaft auf jede Leserin machen wird.

Verlassene Klausen. Von J. G. Steffan. Siehe das Bild, Seite 141. — Er war sehr alt geworden, der würdige Klausner, der in frischer beschaulicher Einsamkeit in der Felsöhle an der Waldquelle seine Tage beschlossen hat. Eines Morgens stand man ihm tot auf seinem spartanischen Lager aus getrocknetem Stroh, und still und ohne Gebränge hat man ihm unweit der Quelle ein Grab bereitet. So wollte er es, so war es sein Wunsch gewesen. Die Leute sagen, mit ihm sei ein Geheimniß zu Grabe getragen worden, denn immer hatte ein mystisches Dunkel seine Persönlichkeit und seine Vergangenheit umschwirrt. Nun sieht die Klausur leer, die er ein halbes Menschenalter hindurch bewohnte, und vergeblich späht das Auge die moosüberwucherte Steintreppe empor, ob seine milde Hand wie ehedem ihm Brodkrumen zuwerfen werde. Neben dem stillen Grabe des Einsiedlers aber singen die Vögel ihren Choral, und im Waldesdom spielt der Wind die Orgel dazu, daß es weithin Klingt in mächtigen Melodien.

Paul Gerhard Heims. Siehe das Portrait, Seite 144. — Der Name unseres verehrten Mitarbeiters Heims ist in den letzten Jahren vielfach in den besten und ersten Zeitschriften Deutschlands aufgetaucht. Das frische und natürliche Empfinden, das durch des Verfassers erzählende Schriften geht, und der fröhliche Geist, der sie charakterisiert, sein leicht quellender Humor und sein flottes Schilderungs-Talent haben ihn beim Lesepublikum rasch beliebt gemacht. P. G. Heims wurde am 4. Mai 1847 in Köthen geboren, am Odergrund geboren; er studierte auf den Universitäten zu Berlin, Erlangen und Kiel Theologie, war längere Zeit als Schul-Director in Nord-Schleswig thätig und übernahm sodann eine Pfarrstelle

in der Einsamkeit der schleswig'schen Heide, von wo aus er 1881 zum Pfarrer in der Kaiserlichen Marine berufen wurde. Als solcher machte er auf der „Elisabeth“ und auf der „Rumphe“ viele Seereisen, die ihn Jahre lang von der Heimat fernhielten, bis er im October vergangenen Jahres, aus Reichs- und Kriegsdienst ausscheidend, zum Landpfarrer in Bleckendorf im Regierungsbezirk Magdeburg, nach buntbewegtem Leben auf festem Lande sesshaft wurde.

Aus der Zeit seiner Seefahrten stammen die Reise-Werke: „Rund um die Erde an Bord S. M. S. Elisabeth“ und „Seereisen in Ost und West an Bord S. M. S. Rumphe“, ferner „Das Leben in den Tropen“, „Seefrat“ und „Im Rauschen der Wogen, im Branden der Fluth“. Unter dem Pseudonym Gerhard Walter erschienen ferner aus seiner Feder die Novellen-Sammlungen „In freier Luft“, „Herrnab von der Straße“ und „In stillen Winkeln“.

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.



Mittel gegen Unfälle. — Mit Interesse las ich Ihre praktischen Winke für die Reise, ohne die Absicht zu haben, mich daran zu beteiligen; erstens getraute ich mich mit meinem Stil nicht an die Deutlichkeit, dann dachte ich, mit dem was ich weiß, werden schon Andere kommen. Aber weit gefehlt! bis jetzt habe ich nur von Toilette-Bedürfnissen gelesen. Jedoch auch die praktischsten Toilette schützt uns nicht davor (der Himmel möge uns vor größeren Unfällen bewahren), uns eine Sehne am Fuße oder einen Knöchel zu verstauben. Wir können uns einen leichten Fleischwund zu ziehen, welche stark bluten kann u. s. w., oder aber wir haben etwa infolge eines schlechten Mittagessens Magen-, Kopf- oder sonstige Schmerzen. Ich bin sehr oft in der Lage gewesen, mit den für meine Familie mitgeführten Mitteln Reise- und Hotel-Genosßen Hilfe leisten zu können, was mir manchmal mit fast zu großem Dank gelohnt wurde, mich jedoch stets mit Befriedigung erfüllt. Für äußerliche Fälle führt ich bei mir eine lange, schmale Spannbinde, welche nach leichter Anleitung der verstaubten Stelle fest und richtig angelegt, eine kleinere Verlegung kaum noch fühlbar, eine bedeutendere weniger schmerhaft macht und keine Verschlimmerung zuläßt; dann etwas antiseptische Gaze, dito Watte, Guttapercha-Papier und Sicherheitsnadeln zur Anlegung eines Verbandes (nach vorhergegangener Waschung mit 3% Salbstölung) unter welchem eine kleine Wunde in einigen Tagen schmerzlos heilt. Hestpsaster nur bei ganz unbedeutenden Hautrisiken. Für den anderen angenommenen Fall etwas doppelfühlbares Natron, welches auch mit Weinsteinsäure (½ Theelöffel) englisches Braupulver herstellt; gegen Magenschmerzen und zur Beruhigung der Nerven ätherische Baldriantropfen (circa 20—30 Tropfen), etwas Opium vom Hausarzte verschrieben, vielleicht auch noch Antipyrin-Febrin oder Phenacitin gegen sehr starke Kopfschmerzen, und last not least als Universal-Heilmittel „eine Flasche Cognac“. Alles zusammen läßt sich bequem in einer Schachtel in der Handtasche unterbringen und wird uns teinesfalls schaden. Wenn ich mir zum Schlusse gestatten darf, meinen Mitgeschwestern einen Rath zu geben, so ist es der, wenn ihnen Gelegenheit dazu sich bietet, sich an einem Samariter-Cursus zu beteiligen, um in plötzlichen Unglücksfällen bis zur Ankunft des Arztes, sowohl zu Hause als draußen, nicht völlig ratlos zu stehen. Ich habe im letzten Winter einen solchen Cursus mitgemacht, und sollte ich auch, was kaum angenehm ist, nie in die Lage kommen, von dem Gelerten Gebrauch zu machen, so waren doch die Vorträge höchst interessant und entschädigten in vollem Maße für einige deshalb verämmte Kaffee-Visiten. Eine vorsorgende Mutter.

Tinte und Feder auf Reisen. — An praktischen Tintenfässern mit Patent-Verschluß, die man ohne Bedenken in den Reisekoffer packen kann, fehlt es heutzutage fast unserer hochentwickelten Industrie längst nicht mehr. Aber es ist auf Reisen oft nicht angenehm, wenn man, um eine Postkarte zu schreiben, erst den schweren Koffer aufzuschließen soll, um das sorgfältig verpackte

Schreibgeräth hervorzu suchen. Gegen diesen Ueberstand können wir aus eigener Erfahrung die Wirth'sche Gold-Füllfeder empfehlen, die, gleich einem Bleistift in der Tasche getragen, jederzeit zum augenblicklichen Gebrauch fertig ist. Die Feder braucht nur alle 2—3 Tage, je nach Bedarf, einmal mittels eines dazu gelieferten Hebels gefüllt zu werden, was in einer halben Minute geschehen ist. Dieselbe ist genau wie eine gewöhnliche Stahlfeder konstruit, schreibt aber, weil sie von Gold ist, bedeutend weicher und angenehmer und versagt nie. Der Preis von 11 Mark ist verhältnismäßig gering, da die Feder sich nicht abnutzt, sondern lebenslang gebraucht werden kann. A. S.

Vom Trinkgeld. — Hast ebenso nötig wie gutes Wetter, ist uns bei einer Reise das höfliche und willige Entgegenkommen der Dienstleistung jeglicher Art, auf die wir angewiesen sind. Da aber gerade an diese Leute während der Reisezeit oft übermäßige Ansprüche gestellt werden, so ist es wohl kein Wunder, wenn sie ermüden und nicht immer den wünschenswerten Dienstleister zeigen. Wir haben da im Trinkgeld einen nie versagenden Bundesgenossen, der unserer Person, wenn sie auch unscheinbar ist, die gebührende Beachtung verschafft und die matten Lebensgeister der Dienstleistenden oft überraschend schnell belebt. Es ist ja eine kleine Belastung des Reise-Etats, die vorher wohl in Rechnung gezogen werden muss, aber man spart dadurch entschieden viel Zeit und Nörgel. Um einen wirklichen Ruhm vom Trinkgeld zu haben, gebe man das leichtere vor der beanspruchten Dienstleistung nicht nachher. Ich bekomme auf diese Weise gewöhnlich ein gutes Zimmer, und sogar im vollbesetzten Hause noch im leichten Augenblitc ein unehmbares Unterkommen für die Nacht. Der Tischkellner reservirt mir den einmal gewünschten Platz und lässt mich nicht eine halbe Stunde auf das Essen warten. Die Badefrau weiß es nach einem Trinkgeld sehr gut einzurichten, daß ich um acht mein Bad nehmen kann, statt, wie sie vorher für nötig fand, um elf, in der großen Hitze. Besonders allein reisende Damen bellagen sich oft über nachlässige Bedienung und zerbrechen sich den Kopf, warum den Herren stets pünktlich und gut aufgewartet wird; sie wollen nicht glauben, daß sie das nur dem Trinkgeld zu verdanken haben, wahrscheinlich mehr aus übertriebener Sparsamkeit, denn aus Überzeugung. Ob es freilich der Moral der dienenden Klassen förderlich ist oder nicht, mögen Berufsnere entscheiden. E. F. in Berlin.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein Speisezettel.

Essenszeit: 3 Uhr.

Klare Brühe mit Kartoffeln und jungem Gemüse.
Gekochte Seezungen, mit Krebs-Ragout.
Rinder-Filet mit Kastanien-Mus und eingemachten Morcheln.
Rusifische Charlotte.

Eintheilung des Kochens und der Vorbereitungen. — Man beginnt am Morgen zunächst mit den für das Ragout bestimmten Sachen, wäscht das Kalbshorn, entfernt die Adern und blanchiert es; ebenso wird die Kalbsschote steif gemacht und in Butter weich gedünstet und die Zunge auf's Feuer gelegt; die Krebs werden gekocht, Scheren und Schwänze ausgebrochen, die Schalen zum Trocknen in den Ofen gelegt. Nun nimmt man die Seezungen, zieht sie ab, schneidet eine jede in vier Filets, beträufelt sie mit Citronensaft, bestreut sie mit Pfeffer und Salz, legt einige Scheiben gerollter Zwiebel darüber, bedekt das Ganze mit einem Deckel und läßt es bis zum Gebrauche marinieren. Ferner wird der für die Farce bestimmte Hecht aus Haut und Gräten geschabt, sein gewiegt, zugesetzt und ein Weißbrotchen eingeweicht. Um 11 Uhr sieht man das Suppenfleisch an, das langsam mehr ziehen als Kochen soll, zieht, sobald es weich ist, die Brühe durch ein Sieb, läßt sie sich ganz klar ziehen, entzieht sie und gießt sie vorsichtig in den inzwischen süber ausgebrochenen Suppentopf zurück, in dem sie an warmer Stelle heiß gehalten wird. Jetzt müssen die Kastanien eingekocht und so lange gekocht werden, bis sie die Schalen absieben lassen; ist dies geschehen, so können sie mit Butter und Fleischbrühe aufgeschlagen, vollends weich gekocht, durch ein Sieb geschlagen, mit Fleisch-Extract, Zucker und Salz abgeschnitten und zur Seite gestellt werden, da das fertige Kastanien-Mus durch Stehen keinen Schaden erleidet. Inzwischen wurde es 12 Uhr; die Krebschalen sind getrocknet, man stößt sie und bereitet mit 250 Gr. Butter eine schön ausschmeide rothe Krebsbutter. Die eine Hälfte stellt man zurück, die andere wird in einen Napf gehoben und zur Bereitung der Fisch-Farce verwandt, von der man einen Theil zu kleinen Röllchen formt und diese in Wasser gar macht. Hat man frische Champignons, so müssen sie gepunktet und in Butter mit Citronensaft feit gemacht werden. Um 2 Uhr schlägt man die Sahne zur Charlotte und bereitet, — ein wenig für die Garnierung zurücklassend, — davon die Crème, legt eine Stütz-Gasserole mit Papier und recht gleichmäßig an die Wände gestellten Löffel-Biscuits aus, zieht die Crème in die Mitte und stellt die fertige Speise auf's Eis. Um 2 Uhr wird das Filet gespült und zurecht gestellt, damit es um 2½ Uhr in den Ofen gehoben werden kann, in dem man zuvor die Kartoffeln röstete. Ist der Braten vorbereitet, so putzt man das Suppengericht und zieht es in einer kleinen Casserole an. Um 2 Uhr bestreicht man die Filets der Seezungen mit der zurückgelassenen Farce, rollt ein jedes, — von dem dünnen Ende beginnend, — zusammen, bindet es mit einem Fäden, um ein Ausseinanderfallen zu verhüten, stellt die Rollen neben einander in eine passende Bratpfanne, thut ein Stück Butter hinzu, zieht ½ Flasche Weißwein auf, deckt ein Butterpapier darüber und schüttet den Zisch in den Ofen. Es ist 2½ Uhr, Braten und Braten sind bereit, nun macht man das Schwißmehl für die Ragout-Sauce, läßt es langsam mit Fleischbrühe verkochen, schärft es mit Citronensaft, Sardinen oder Anchovis-Paste, giebt kurz vor dem Anrichten die Brühe der Seezungen, den Saft der Champignons zu, schmeckt die Sauce ab, zieht sie mit einigen Eigelb ab und thut die einzelnen, scheibig geschnittenen Bestandtheile des Ragouts hinein, die gut darin durchziehen müssen. Für die eingemachten Morcheln genügt es, sie 2½ Uhr auf's Feuer zu bringen, sie brauchen nur mit einem Stück Butter aufzulösen, werden etwas gepfostert und gefalzen, beim Anrichten mit ein bis zwei Eidottern abgezogen und mit fein gewiegter Petersilie verrührt.

Gerollte Seezungen. — Fünf Filets, — etwa 1½ bis 2 Kilo, — ein Hecht von 1½ Kilo, ½ Schok. Krebs, ein gutes Kalbshorn, dito Zunge, ½ Kilo Kalbsschote, 20 jähne Champignons gehören zu dieser Schüssel, deren Zubereitung bereits angegeben ist. Beim Anrichten entfernt man zunächst die Fäden, welche die



*Heims
Karmofasse.*

Rollen zusammenhalten, stellt diese französisch auf eine runde Schüssel, bestreicht eine jede mit Krebsbutter, die zu diesem Zwecke aufbewahrt wurde, und steckt oben auf einen recht weißen Champignon. In die Mitte füllt man das mit den Krebschwänzen zu garnirende Ragout. Um den äußeren Rand der Schüssel legt man oft kleine Fleurons von Butterteig, die man in großen Städten am besten vom Conditor bezieht.

Eduard Kemnitz.

Frischerhaltung von Blumen. — Ein vorzügliches Mittel zur Frischerhaltung von Blumen ist folgendes: Man pfückt die Blumen ganz kurz vor der Reise oder dem Transporte ab und stelle sie an einem dunklen fahlen Orte in Wasser, damit legeres die Stengel durchzieht; darauf nehme man einen Steinopf, in dem die Blumen Platz haben, lege dieselben hinein und binde über die Öffnung ein straff gespanntes, feuchtes Leinentuch, über welchem man noch steifes, trockenes Papier anbringt, dies jedoch so, daß letzteres die feuchte Leinwand nicht berührt. Gut ist es, die Leinwand alle 5 Stunden wieder frisch zu tränken, denn die Feuchtigkeit, die darin enthalten, schlägt in den Steinopf zurück, wodurch es ermöglicht wird, die Blumen in vollständig frischem Zustande an ihren Bestimmungsort zu bringen. O. A.

Un neuen Brief- und Luxus-Papieren finden sich in den glänzenden Schauläden unserer Papier-Fabrikanten viele reizvolle Neuheiten. Die modernsten Erzeugnisse dieses immer mehr nach Verfeinerung, hier und da sogar fast bis an die Grenze erlaubten Raffinements strebenden Zweiges unserer kunstgewerblichen Industrie, sind entzündend gearbeitete Sachets aus weichem oder lichtfarbenem Atlas, mit bunten Seidenborden besetzt und mit colorirten Bildern, idealen Landschaften, Figuren, Szenen aus bekannten Opern und dergl. bedruckt. Die inneren Taschen dieser in distinguirter Weise parfümierten Sachets enthalten das meist farbig getönte und sehr elegant mit Silber- oder Goldsäden gebündelte Papier.

Von den uns, aus der Papier-Fabrik von Max Krause, Berlin, Beuthstraße 9, vorliegenden Proben geben wir in der Abbildung ein Beutel-Sachet mit der Figur des Trompeters von Säldingen wieder; da die geschnad-ten Hüllen auch nach ihrer Entleerung immer wieder benutzt werden können, so dürfte die hübsche Neuheit viel Anfang finden. Namentlich zu Geschenken, als Bißleinchen und dergl., eignet sie sich sehr. Unter den einfacheren Arten der Luxus-Papiere werden die unter den Namen „papyrus japonicum“ und „papyrus chinense“ in den Handel gebrachten lichtgrünen und hellbraunen, mit Wasserlinien durchquerten und goldfarbig umrandeten Briefpapiere bevorzugt; sie zeichnen sich durch ihre giedige Einfachheit vortheilhaft aus.

v. Rh.



Gärtnerei.

Nachdruck verboten.

Antworten.

Schuhvorrichtungen für Weintrauben (XVI. 119). — Welcher Garten- und Weinbergsbesitzer hat nicht dieselbe unangenehme Erfahrung wie Sie gemacht, daß sich zahlreiche ungebetene Gäste bei den Trauben einstellen, Spazieren und Staare und das noch viel größere Heer der unbedienten Räuber aus der Insektenwelt! Der Ausspruch: „Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die

Wespen nagen“, gewährt auch keinen Trost, denn was helfen mir die süßesten Trauben, die saftigsten Früchte, wenn Andere sie verzehren und für mich kaum etwas übrig bleibt. Da muß man dann den Feinden nachstellen, sie bis in ihre Schlupfwinkel verfolgen und jede Kriegslist gebrauchen. Zunächst suche ich auszutundhaften, ob sich ein Wespennest auf meinem Grundstück befindet, das ich dann ohne Gnade zerstöre, ist's in der Erde durch hochendes Wasser, ist's in einem Baumloche oder an einem Zweige durch Ansäueren mit Schwefel. Nun bilden hierbei Hunderte von frechen Räubern ihr Leben ein, aber es bleiben leider noch immer allzu viel übrig. Diese werden durch Wespengläser weggefangen. Ich hänge Arznei-säcken mit nicht zu engem Halse auf, die etwa zum vierten Theile mit Syrup, Rüttelwasser oder auch Branntwein gefüllt sind und befestige sie mit Bindfaden in feuchter Richtung am Spaliere oder an der Rinde. Sie glauben nicht, wie zahlreiche, verschiedenartige Räuber sich in das Gefängnis locken lassen. Im vorigen Jahre machte ich noch einen anderen Versuch. Ich hatte bei der schlechten Weinreife den Wunsch, die wenigen edlen Trauben, die bei mir reisten, tadellos zu erhalten und hülle sie deshalb in kleine, leichte Säcke aus Stoßgaze. Natürlich muß man's vorsichtig machen und darauf achten, daß beim Binden der Stiel nicht mit eingeschnürt wird. Auch wurde jedes Säckchen oberhalb der Traube am Drahte oder an der Rinde befestigt, damit nach einem Regen die Trauben nicht durch die Schwere der Säckchen herabgezogen werden. Der Verlust fiel sehr zu meiner Zufriedenheit aus; die Trauben blieben vom Insektenfraß ganz verschont und waren noch früher und saftiger als die frei hängenden, ich habe daher die Säckchen in diesem Jahre in größerer Menge angewendet. Geschickte Hände werden gewiß an einem Tage eine beträchtliche Anzahl solcher Traubensäckchen anfertigen, doch können Sie dieselben auch aus vielen Geschäften hundertweise zu billigen Preisen beziehen, sowohl aus Papier, geölt und mit Kautschukverschluß. A. N., Loschwitz.

Weisse Lilien (XVI. 112). — Vielleicht ist das Lilienhäufchen Schuld daran, wenn die weichen Lilien nicht geblüht haben. Wo dieser kleine, jinnoberrote Käfer mäffhaft auftritt, vernichtet er die Blätter, verhindert die Blütenbildung und zerstört die wenigen Knospen, die doch noch zum Vorschein kommen. Das Weibchen legt zeitig im Frühjahr unterwärts an die Blätter jährlich zwölf längliche, rothe Eier, aus welchen sich nach kurzer Zeit die Larven entwickeln. Wahrscheinlich haben Sie dieselben schon gesehen oder doch auf der Unterseite der Blätter hier und dort die häßlichen, schwarzen Klümchen bemerkt, mit welchen sich die Maden umgeben. Gegen diese kleinen, bösen Feinde hilft nichts als fleißiges Abhören der Larven und Fangen der Käfer, was am besten durch Abstoßen in untergeholtene Tücher geschieht. Damit auch die Puppen, die im Boden überwintern, vernichtet werden, muß man den Erdoden im Spätherbst mit Kalk bestreuen und tüchtig umarbeiten. In jedem Falle kann den Lilien, da sie schon mehrere Jahre an derselben Stelle gestanden haben, ein Umpflanzen nur dienlich sein. Man pflegt dies meist alle drei bis fünf Jahre vorzunehmen, wenn die Büsche zu stark geworden sind, und zwar im August oder September nach vollständigem Absterben der Blätter und Stengel. Die Zwiebeln werden herausgezogen, getrocknet und bald wieder eingetragen oder an einem saftigen Orte in Sand oder Erde eingeschlagen; denn sie vertragen es nicht, längere Zeit an der Luft zu liegen; sie trocknen dann ein und schrumpfen zusammen. Man pflanzt sie etwa zehn bis zwölf Centimeter tief an einen hellen, sonnigen Platz in lockere, nährreiche, doch nicht frisch gedüngte Erde.

O. D., Perleberg.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Seifen-Recept. — Wollte mir eine freundliche Leserin ein gutes Seifen-Recept für Haushwäsche angeben? Vielleicht ohne Holzsäde dazu zu benutzen, da diese in der Stadt schwer erhältlich.

Luisa K. in Wien.

Käsetangen. — Können Sie mir gesäßtig ein Recept von „Käsetangen“ angeben?

Frau Dr. S. in A.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagwörtern hin.)

Alabaster-Ihren (72). — Bei richtiger Behandlung können Sie selbst ein recht beschmutztes und fleckig gewordenes Uhrgehäuse, sowie andere Gegenstände aus Alabaster gründlich reinigen und wieder so auffrischen, daß sie glänzend und wie neu erscheinen. Beutzen Sie zunächst etwaige Fleischflecke mit Terpentin und waschen dann alle Seiten mit Seifenwasser ab und mit reinem Wasser nach. Sehr schnell verschwinden alle Flecke bei der Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure, doch möchte ich Ungeübten zu diesem Verfahren nicht raten. Langsam, aber ohne jeden Schaden für den Gegenstand, wird die Reinigung bewirkt, wenn Sie einen Brei aus Seife, weißem Thon und Wasser über den Alabaster streichen, ihn antrocknen lassen und erst nach einigen Tagen durch Abwaschen mit reinem Wasser entfernen. Nachdem das Uhrgehäuse auf die eine oder andere Weise gereinigt worden, muß die Politur wieder hergestellt werden. Dies geschieht, indem man den Alabaster zunächst vorsichtig mit Schachtelhalm abreibt, dann mit gebrannten, in Wasser gelöscht und kalt glättet und ihm zugleich durch einen Auftrag von venetianischer Seife und fein ge pulverter Schlemmkreide, in Wasser angemacht, wieder schönen Glanz verleiht.

H. A., Königsberg i. Pr.

Frische Eier (128). — In den meisten Haushaltungswaren-Geschäften ist ein kleines Instrument erhältlich, das „Eierspiegel“ genannt wird und dessen Anwendung folgende ist: Man gibt das Ei in die obere runde Öffnung und sieht durch die an der Seite befindliche Öffnung nach der Farbe des Eies. Ist dasselbe ganz dunkel, so ist es schlecht, ist es hell, so ist das Ei frisch.

Brünnette in Trautenau.

Sonnenflecke im Spiegel (80). — Wenn sich im Spiegelkunstige Flecke bemerkbar machen, so können dieselben leicht durch Putzen mit Brennseheln entfernt werden; doch muß man selbstverständlich die Resseln zusammen ballen und mit einem Tuch vorsichtig anfassen. Nachher wird mit Veder nachgerieben und nötigenfalls das einfache Versfahren wiederholt, das sich auch bei stumpfen Flecken in Zenterflecken bewährt. Ebenso können Flecke auf dem Spiegelglas durch gewöhnlichen Fleckspritzen beseitigt werden. Dagegen erfordern Flecke hinter dem Spiegelglas, in der Folie, eine sehr umständliche Behandlung, die man am besten sachkundigen Leuten anvertraut.

Marie F. am Bierwaldstätter See.